

531214886 021

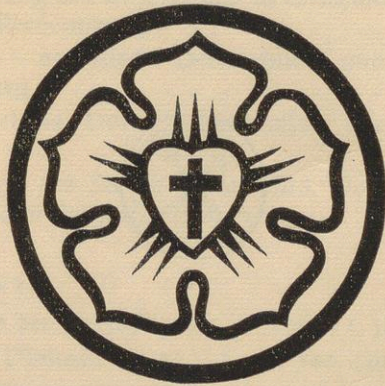


Universität Tübingen

Luther

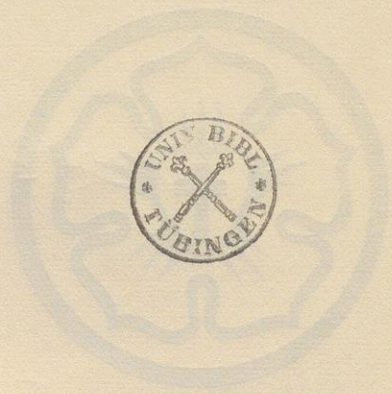
Vierteljahrschrift der

Luthergesellschaft



NEUNZEHNTER JAHRGANG
1937

HERAUSGEBER D. TH. KNOLLE
VERLAG BÖHLAU + WEIMAR



MEINZHEINER JAHRGANG
1937

Gd 843.

HERAUSGEBER D. H. KNOLL
VERLAG BOHNER & WEIMAR

Inhalt des Jahrgangs 1937

Aufsätze:

	Seite
Das Kreuz Christi bei Luther. Von Vikar Otto Bachmann-Bad Tölz . . .	85
Der lutherische Bauer in der Publizistik, insbesondere in der Bild Darstellung der Reformation. Von Stadtvikar Dr. theol. Kurt Uhrig-Frankfurt a. M.	35
Der Türkeneinbruch von 1529 und die Entstehung des Lutherliedes: „Ein feste Burg ist unser Gott“. Von Geh. Archivrat D. Dr. Walter Friedensburg-Wernigerode	4
Deutschland — Lutherland. Von Lic. Oskar Thulin, Direktor der Lutherhalle-Lutherstadt Wittenberg	26
„Erbfünde“ bei Luther. Von Lic. Hans Henning Pflanz-Leipzig	97
Glaubenswechsel in Wittenberg 1635. (Ein Beitrag zur Geschichte des Luthertums.) Von Studiendirektor i. R. Professor Heinrich Heubner-Lutherstadt Wittenberg	55
Grundlegung und Gang des Luthertums in Deutschland. Von Hauptpastor D. Theodor Anolle-Hamburg	43
Luthers Bekenntnis — der Kirche Bekenntnis I und II. Von Hauptpastor D. Anolle-Hamburg	I u. 112
Vom Wagnis des Lebens. Von Studiendirektor Lic. Fritz Dosse-Wolfenbüttel	16
Zu Luthers Auslegung des Neuen Testaments. Von Superintendent i. R. D. Georg Buchwald-Rochlitz i. Sa.	73

D. Martin Luther:

Gott in Christo. (Aus der Predigt 1537 zu Joh. 14, 10.)	72
Summarien über die Psalmen 47, 127, 1, 13, 145. (Aus: „Summarien über die Psalmen und Ursachen des Dolmetschens“ 1531—1533.)	82

Schriften Luthers:

Vorlesung über den Römerbrief 1515/16	98
Ein Sermon von der Betrachtung des heiligen Leidens Christi 1519	83
Ein Sermon von der Bereitung zum Sterben 1519	83
Von Kaufshandlung und Wucher 1524	16

	Seite
De servo arbitrio 1525	99
Vorlesung über den 1. Johannesbrief 1527	75
Vorlesung über die Briefe an Titus und Philemon 1527	75
Vorlesung über den 1. Timotheusbrief 1527	75

Lutherstudium:

De servo arbitrio. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle-Hamburg . . .	117
--	-----

Bücherschau:

Falb, Alfred: Luther und die Juden	121
Funck, Heinz: Martin Agricola	65
Gurlitt, Willibald: Joh. Seb. Bach	65
Herrmann, Ernst: Aus der Gemeinde der Stillen	52
Hoffmann, Georg: Luthers Bekenntnis	50
Ihlsfeld, Kurt: Die Stunde des Christentums	68
Linden, W.: Luthers Kampfschriften gegen das Judentum	122
Merz, Georg: Luthers Schmalkaldische Artikel	50
Schmalkaldische Artikel (Zwickau)	29
Schöffel, Simon: Die Herrlichkeit der Bibel	124
Schröder, Rudolf Alexander: Dichtung und Dichter der Kirche	66
Schröder, Rudolf Alexander: Johann Heermanns frohe Botschaft	68
Schumacher, Otto: Vom unfreien Willen	119
Stier, Johannes: Luthers Glaube und Theologie in den Schmalkaldischen Artikeln	28
Vogelsang, Erich: Luthers Kampf gegen die Juden	125
Willkomm, Martin: Ein Vermächtnis Luthers an die Kirche	29
Ziegner, Oskar: Luther und die Erzväter	31

Abbildungen:

Deutschland = Lutherland: Ein Ganzbild und zwei Teilbilder der farbigen Landkarte von O. Thulin und O. S. Heubner	26
Der Baum des Glaubens, Holzschnitt von Heinrich Vogtherr 1524	37
Der Schaffstall Christi, Eindrucksblatt von Sebald Beham	39
Zweierlei Predigt, Holzschnitt von Georg Pencz	41
Die Stände, Holzschnitt von Hans Weiditz vor 1530	42

Luthers Bekenntnis — der Kirche Bekenntnis I.

Von Theodor Knolle, Hamburg

Die „Artikel christlicher Lehre, so da hätten aufs Concilium zu Mantua oder wo es sonst wäre überantwortet werden von unsers Teils wegen und was wir annehmen oder nachgeben könnten oder nicht“, tragen in den ersten Veröffentlichungen den Beisatz „durch Doktor Martin Luther geschrieben“. So wird richtig Luthers Anteil an den sog. Schmalkaldischen Artikeln beschrieben. Sie sind nicht eine Privatschrift, also auch kein Privatbekenntnis Luthers. Sie sind nicht „die Selbstbefreiung Luthers gegenüber Melanchthons Leisetreterei“¹⁾, auf die er seit Jahren gewartet hätte. Vielmehr trägt die Entstehung den echten Charakter des Bekenntnisses der Kirche. Luther hat gar nicht darauf gebrannt, seine Lehrformulierung an die Stelle der Augustana zu setzen. Er hat sich der „großen Übereinstimmung“ gefreut, mit der die Evangelischen in Augsburg vor dem Kaiser „das allerschönste Bekenntnis“ zur reinen Lehre des Evangeliums abgelegt haben. Und als die Konzilspolitik des Kaisers eine neue Verantwortung der Lehre der Evangelischen Stände erforderte, da hat er sich keineswegs dazu gedrängt, seinerseits eine neue eigene Formulierung an die Stelle der von Melanchthon beeinflussten zu setzen. Als der Kurfürst Johann Friedrich Luther und die übrigen Wittenberger Theologen im Juli 1530 zu einem Gutachten aufforderte, da hat „magister Philippus mit Doctor Martino und Doctor Jeronymo (Schurf) den Ratschlag zu stellen aufgenommen“. Melanchthon kommt also als eigentlicher Verfasser des ersten Gutachtens in Frage. Auch im weiteren Verlauf der Verhandlungen zwischen dem Kurfürsten und den Wittenbergern ist Melanchthon federführend. Dem Kurfürsten lag freilich daran, besonders Luthers Meinung zu hören. Er ließ es ihm bereits am 30. August durch Kanzler Brück sagen. Aber Luther läßt nichts von sich hören. Der Kurfürst wiederholt am 1. Dezember seinen Auftrag. Er fordert ausdrücklich Luthers Lehrgutachten: „So will dennoch hoch vonnöten sein, daß Doctor Martinus sein Grund und Meinung mit göttlicher Schrift verfertige, worauf er in allen Artikeln, die er bisher gelehrt, gepredigt und geschrieben, auf einem Concilio, auch in seinem letzten Abschied von dieser Welt vor Gottes Allmächtiges Gericht, gedenkt zu beruhen und zu

¹⁾ Wl. 2, S. 167.

bleiben, und darinnen ohne Verletzung göttlicher Majestät, es betreffe gleich Leib oder Gut, Frieden oder Unfrieden, nicht zu weichen.“ In zweiter Linie sollten die Artikel angeführt werden, in denen man um christlicher Liebe willen, doch außerhalb Verletzung Gottes und seines Wortes etwas könnte und möchte nachgeben. Dieses Gutachten Luthers sollte Wittenberger und anderen Theologen vorgelegt werden, damit diese ohne Rücksicht auf Luther bei ihrer Seelen Seligkeit ihre Zustimmung oder Ablehnung kund täten. Schließlich legt der Kurfürst den Plan eines Gegenkonzils vor, das durch Doctor Martinum samt seinen Nebenbischöfen und Ekklesiasten als den Pfarrherrn ausgeschrieben werden sollte. — Aber obschon Luther so als der Hauptbischof angesprochen und zuerst von ihm selbst unter genauer Themaangabe ein persönliches Bekenntnis gefordert wird, ergreift Luther wiederum nicht die Gelegenheit durch ein von ihm aufgestelltes Bekenntnis die, wie man gesagt hat, noch durch die Augustana verwischte Grenze gegenüber Rom scharf zu machen. Vielmehr kam wieder ein gemeinsames Gutachten von sechs Theologen zustande: „Der Gelehrten zu Wittenberg weiter Bedenken und Ratschläge des künftigen Konzilien halben Nicolai 1536.“ Luther begnügt sich nicht mit einfacher Unterschrift, sondern schreibt: „Ich Martinus Luther will auch dazu tun mit Beten, auch (wo es sein soll) mit der Saust“, aber die gewünschte Behandlung der Artikel gibt er nicht. Da wird der Kurfürst energisch. Am 11. September wiederholt er seinen Auftrag wegen der Artikel der christlichen Lehre und Religion halben und derer von Friedens und Einigkeit wegen mit dem Begehren: „Ihr Doctor Martinus, wollet dieselbigen Punkte und Artikel vor die Hand nehmen und Euer Bedenken allenthalben stellen, was und wieweit, daß es gegen Gott zu verantworten und mit guten Gewissen um christlicher Liebe willen zu Erhellung Friedens und Einigkeit in der Christenheit nachzulassen und zu weichen, auch worauf des Papsttums halben und seiner Gewalt und angemasten Vikariat Christi auf die Artikel, so vormals von Euch gelehrt, geschrieben und gepredigt, endlich zu beruhen sein will oder nicht . . .“ Erst jetzt macht sich Luther an die Arbeit und legt sein Bekenntnis, wie es der Kurfürst gewünscht hatte, Weihnachten 1536 in zweitägiger Besprechung den Wittenberger Theologen wie den auf Weisung des Kurfürsten heimlich herbeigerufenen Spalatin, Agricola und Amsdorff vor. Die Verhandlungen ergeben Widersprüche. Wünsche, Artikel über Abendmahl, Ordination und Mitteldinge anzuhängen, lehnt Luther ab, da-

gegen wird ein Abschnitt über die Anrufung der Heiligen eingefügt. Melanchthon erhebt Einspruch gegen Luthers Ausführungen über das Papsttum. Schließlich unterschreiben alle, Melanchthon aber mit dem Vorbehalte: „Dem Papst halte ich, so er das Evangelium wollte zulassen, daß ihm um Friedens und gemeiner Einigkeit willen derjenigen Christen, so auch unter ihm sind und künftig sein möchten, seine Superiorität über die Bischöfe, die er hat jure humano, auch von uns zuzulassen sei.“ Dem Wunsche des Kurfürsten nach weiterer Unterzeichnung durch Theologen wurde vor Schmalkalden nur durch die Unterschrift von Gabriel Zwilling in Torgau entsprochen. Nun sollten die Artikel, wie der Kurfürst vorgesehen hatte, „auf einer gemeinen Zusammenkunft“ nach weiterer Unterzeichnung durch Theologen und Prädikanten den Bundesverwandten vorgelegt werden.

Man muß sich diese Entstehung der Artikel vergegenwärtigen, um ihren Charakter zu verstehen. Sie sind kein Privat-Bekenntnis Luthers, nach dem er sich sehnte, um Melanchthons „Leisetreten“ in der Augsburger Konfession auszustechen. Luther hat ihre Aufstellung nur nach äußerstem Drängen durch den Kurfürsten übernommen. Wie immer bewährt er hier die echt reformatorische Haltung nichts „aus eigenem Kopfe“ treiben zu wollen. Erst wo die Forderung unausweichlich an ihn herantritt, als Lehrer der Kirche handeln zu müssen, sieht er den Augenblick des Bekenntnisses für sich gegeben. — Aber zugleich weiß er sich dann auch aufgerufen nicht als einzelner zu handeln, sondern, ob er schon als der „fürnehmste Lehrer der Kirchen, so sich zur Augsburger Konfession bekennen“, wie es in der Konkordienformel heißt, seinen Dienst auf Anfordern des Kurfürsten nicht schuldig bleiben will, so soll doch sein Bekenntnis den Charakter des kirchlichen Bekenntnisses erst durch die Zustimmung der Theologen sowie durch die Annahme der ständischen Vertreter der Kirchen Augsburger Konfession bekommen. Für das Bekenntnis der Kirche macht der Reformator keinerlei Führeranspruch. Weder ist er schnell bereit, ein eigenes Bekenntnis aufzustellen, noch denkt er daran, es seiner Kirche aufzunötigen. Für die reformatorische Bekenntnis-Bildung und Bekenntnis-Haltung ist diese Einsicht von größter Wichtigkeit. (Fortf. folgt.)

Der Türkeneinbruch von 1529 und die Entstehung des Lutherliedes: Ein feste Burg ist unser Gott.

Von Walter Friedensburg, Wernigerode

Im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift befaßt sich Herr Pfarrer Mehl in Schlettau (Saale) mit der Auslegung des Lutherliedes, ausgehend von der Wendung am Ende der dritten Strophe „Ein Wörtlein kann ihn fällen“.¹⁾ Zu gesicherten oder auch nur bestimmten Ergebnissen kommt die Untersuchung nicht: ja, der Verfasser bekennt, daß, je länger er sich mit seinem Thema beschäftigt habe, desto verworrener und mysteriöser es ihm geworden sei angesichts der abweichenden Auslegungsversuche seiner Vorgänger. „Da steht“, sagt er, „eine Auffassung gegen die andere und ein Gelehrter tut den andern ab.“ Zur Frage der Entstehungszeit des Liedes nimmt Mehl nicht eigentlich Stellung, sondern begnügt sich, die chronologischen Ansätze, zu denen die Forschung gelangt ist, aufzuzählen. Muß es nun dabei bleiben? Wohl scheint eben angesichts dieser Verschiedenheit der Ansichten der einzelnen Gelehrten, deren Namen in der Lutherforschung durchweg einen guten Klang haben, die Aussicht auf eine einwandfreie Lösung der ohne Zweifel obwaltenden Schwierigkeiten nicht eben groß. Allein wenn man der Sache nähertritt, so wird man bald erkennen, daß verschiedene der aufgestellten Ansichten sich ohne Umstände zurückweisen lassen, weil sie feststehenden Tatsachen oder Daten widersprechen. So zeigt sich die Verlegung der Dichtung in die Feste Koburg während Luthers Aufenthalt dort zur Zeit des Augsburger Reichstags von 1530 sogleich als unhaltbar angesichts des Umstandes, daß das Lied (worauf wir zurückkommen) schon in einem Gesangbuch vom Jahre 1529 gedruckt vorgelegen hat. Auf nicht viel festeren Füßen steht die von mehreren Gelehrten verfochtene Ansicht, Luther habe die „Feste Burg“ im Frühjahr 1521 während des Wormser Reichstages oder auf der Reise dorthin — in Worms oder Frankfurt — abgefaßt; denn gegen diese Annahme erhebt sich (abgesehen von sonstigen schweren Anstößen, auf die hier nicht einzugehen ist) das Bedenken, wo denn die Dichtung vom Jahre 1521 bis zu ihrem frühesten Auftauchen acht Jahre später verblieben

¹⁾ 18. Jahrgang (1936) Heft I S. 3—18.

sei? Es ist sicherlich im höchsten Grade unwahrscheinlich anzunehmen, daß Luther die lebensprühende Dichtung so lange Jahre in seinem Pult verwahrt haben sollte, bevor er sie veröffentlichte. Luther hat seine schriftstellerische Tätigkeit nie mit dem Schleier des Geheimnisses bedeckt und durchweg das jeweils Vollendete ohne Verzug der Öffentlichkeit vorgelegt; ja, er hat sich nicht selten kaum vor dem Drucker zu retten gewußt, der ihm wohl das halbfertige Manuskript aus den Händen riß. Wollten wir aber trotzdem als möglich unterstellen, daß die „Feste Burg“ acht Jahre unveröffentlicht und unbekannt liegengeblieben wäre, so müßte man doch mindestens die Gründe darlegen oder wenigstens einigermaßen plausibel machen können, die Luther bewogen haben sollten, ebensowohl einmal das Lied so lange zurückzuhalten wie endlich damit hervorzutreten.

Es zeigt sich hier die Bedeutung, die für das Verständnis des Liedes der Zeitpunkt seines Erscheinens in der Öffentlichkeit besitzt. Hier bietet sich uns im Irrsal der abweichenden Meinungen der einzige feste Punkt dar, der Punkt, von dem daher jede methodische Untersuchung ausgehen muß. Nun haben wir schon berührt, daß ein Gesangbuch des Jahres 1529 das Lied dargeboten hat. Von diesem Gesangbuch hat sich zwar kein Exemplar erhalten, die nachfolgenden Wittenberger Gesangbücher aus dem Anfang der dreißiger Jahre verbürgen uns jedoch die Aufnahme des Liedes in jenen Druck von 1529. Gänzlich in der Luft steht dagegen die hier und da begegnende Vermutung, daß das Lied schon 1528 existiert habe; etwas Haltbares ist darüber nirgends vorgebracht worden.

So ergibt sich nun für uns die Aufgabe, zu untersuchen und festzustellen, was um das Jahr 1529 Luthers Gedanken die Richtung gegeben und ihn in dem Maße in Anspruch genommen haben könnte, daß daraus der Inhalt des Liedes sich ableiten und erklären läßt.

Halten wir danach Umschau, so stoßen wir auf jene Episode, die man gewöhnlich als die „Päckischen Händel“ bezeichnet, nach dem Ausdruck Rantes eine der seltsamsten Verwicklungen, die wohl jemals vorgekommen sind.²⁾

Die Angelegenheit greift bis ins Jahr 1527 zurück. Am 15. Mai dieses Jahres war eine Reihe eifrig katholischer, geistlicher und weltlicher Reichs-

²⁾ L. von Ranke, Deutsche Geschichte (Neudruck Zindel) Bd. 3 S. 25 (1933).

fürster bei König Ferdinand, dem Bruder des Kaisers, in Breslau zusammengetroffen. Und hier sollte nun bei diesem Anlaß ein Bündnis gegen die Evangelischen, in erster Linie den Kurfürsten von Sachsen und den Landgrafen von Hessen, abgeschlossen worden sein, die, wenn sie im Luthertum beharrten, von Land und Leuten vertrieben werden sollten. Der Kanzleiverweser Herzog Georgs von Sachsen, des feindlichen Schwiegervaters Landgraf Philipps, hatte sich Anfang 1528 bei letzterem eingefunden, ihm von dem Bündnis Mitteilung gemacht und die Bündnisurkunde, zwar nicht im Original, aber doch in einer anscheinend authentischen Abschrift, vorgewiesen. Heutzutage zweifelt kein Historiker mehr daran, daß die Urkunde von Paß gefälscht worden ist und jenes Bündnis nie bestanden hat; damals jedoch war die Atmosphäre zwischen den Evangelischen und den Anhängern der Papstkirche in Deutschland infolge verschiedener Umstände, die hier darzulegen zu weit führen würde, dergestalt vergiftet, daß man sich gegenseitig beargwöhnte, zumal aber das kleine Häuflein der Evangelischen den überlegenen Gegnern das Schlimmste zutraute. Bei dieser Lage der Dinge hat nicht nur der feurige, junge Landgraf den Mitteilungen Paßes alsbald uneingeschränkten Glauben geschenkt, sondern auch seinen Bundesgenossen, den bedächtigen sächsischen Kurfürsten, zu seiner Auffassung gebracht, und mit diesem auch Luther. Letzterer gewann ebenfalls die Überzeugung von einem drohenden Gewaltstreich der konfessionellen Widersacher und ließ sich hernach nur schwer von seinem Irrtum überzeugen. Darf man nun deshalb annehmen, daß der Reformator hier den Antrieb zur Abfassung der „Festen Burg“ gefunden haben könnte? Mehrere Forscher sind dieser Auffassung, für die auch noch jüngst Kirchenrat Steinlein in einem ausführlichen Aufsatz des „Deutschen Pfarrerblatts“ eingetreten ist.³⁾ Allein irgendein positives Anzeichen für derartige Zusammenhänge vermögen die Vertreter dieser Ansicht nicht vorzubringen; die einfache Erklärung, daß unter dem „alten bösen Feind“ der Teufel zu verstehen sei, kann nicht befriedigen. Zu irgendwelcher Kundgebung haben die Paßischen Händel Luther nicht veranlaßt; nur mittelbar spielen sie in seine gegen Herzog Georg von Sachsen gerichtete Schrift „Von heimlichen und gestohlenen Briefen“ hinein, die 1529 abgefaßt worden ist⁴⁾; während der kritischen Zeit im Jahre vorher, als

³⁾ Jahrgang 1936 Nr. 29 und 30 (S. 507f., 532f.).

⁴⁾ Herausgegeben von S. Cohrs und A. Goetze in Wl. 30, 2 S. 1—48.

der Landgraf ungestüm darauf drang dem Gegner zuvorzukommen und zum Krieg wider sie rüstete, hat sich der Reformator dem aufs schärfste widersetzt und dadurch das Vaterland vor unabsehbaren Wirren und Leiden bewahrt.

Trotzdem ließ sich auch die nächste Zeit für die Evangelischen kritisch an. Auf dem zum Frühling 1529 nach Speyer einberufenen Reichstag⁵⁾ bezeugte sich die katholische Mehrheit in der Religionsache derart feindselig, daß die Evangelischen endlich zu jenem weltgeschichtlichen Protest vom 19. April 1529 schritten, der in Gewissenssachen ein Mehrheitsrecht nicht anerkannte. Die Ausleger des Lutherliedes sind auch an diesen Ereignissen nicht ganz vorübergegangen. Von Luther wissen wir, daß ihn der Gang, den die Reichsversammlung nahm, schwer enttäuschte und zu bitteren Auslassungen über jene Fürsten und Stände in Speyer veranlaßte, denen das Fleisch- und Fischessen und dergleichen Narrenwerk zumeist am Herzen liege. Von der Stimmung des Reformators aber, die hier zutage tritt, führt augenscheinlich keine Brücke zum Lutherlied. Überhaupt kann man, scheint mir, wenn man sich in letzteres vertieft, sich der Empfindung kaum erwehren, daß hier Töne erklingen, die durch die inneren Händel des engeren Vaterlandes kaum ausgelöst werden konnten. Und da erinnere man sich nun, daß das mutmaßliche Entstehungsjahr des Lutherliedes das nämliche ist, das den ersten ernstlichen Versuch der Osmanischen Türken sah, in die Zentralländer des christlichen Abendlandes einzubrechen. Ist es undenkbar, daß hier Zusammenhänge bestehen?

Da wird dann zunächst zu fragen sein: wie hat der Reformator sich bei dieser Gestaltung der Dinge und überhaupt zur Türkenfrage verhalten, die ja in jenem Zeitalter das Abendland so tief bewegte? Hat Luther gleichgültig beiseite gestanden? Keineswegs, sondern er hat schon bald die Rolle des verantwortlichen Beraters seiner Volksgenossen auf sich genommen und dem drohenden Unheil gegenüber die lebhafteste Teilnahme gezeigt. Man sollte dieser Stellungnahme des Reformators gegenüber eigentlich annehmen, die Forschung über die Entstehung des Lutherliedes müßte hier von Anfang an Morgenrot gewittert haben. Allein das wäre ein Irrtum; sie hat sich vielmehr der Prüfung, ob hier vielleicht Zusammenhänge hervortreten könnten, lange völlig ent schlagen, bis endlich vor wenigen Monaten gleichzeitig und unabhängig voneinander zwei

⁵⁾ Vgl. Joh. Kühn, Die Geschichte des Speyrer Reichstags 1529, Schriften des Vereins für Reformationsgesch. Nr. 146 (1929).

hervorragende Gelehrte das so lang Versäumte nachgeholt haben und zwar, wie wir im folgenden zu zeigen hoffen, mit vollem Erfolg. Es sind das der Senior der reformationsgeschichtlichen Forschung, der Theologe Johannes Sicker in Halle, der über das berührte Thema zunächst zwei kurze Hinweise in den Theologischen Studien und Kritiken Jahrg. 1936, 1 und in Nr. 18 des vorjährigen Deutschen Pfarrerblattes gegeben hat, eine ausgiebigere Darlegung aber demnächst vorzulegen verheißt, und Georg Wolfram, der bekannte elsäß-lothringische Historiker und langjährige Geschäftsführer des Wissenschaftlichen Instituts der Elsässer und Lothringer im Deutschen Reich zu Frankfurt. Neuerdings in den Ruhestand getreten, legt uns Wolfram nun als eine Frucht seiner gelehrten Muße das Schriftchen vor: „Ein feste Burg ist unser Gott. Die Entstehungszeit und der ursprüngliche Sinn des Lutherliedes“.⁶⁾

Wie ist es nun aber, werden wir angesichts dieser neuen Pfade, die sich uns geöffnet haben, fragen müssen, zu erklären, daß, wie erwähnt, die ältere Forschung über das Lutherlied an der Haltung seines Verfassers zum Türkenkrieg völlig vorübergegangen ist? Irren wir nicht, so liegt das daran, daß man sich hier eine künstliche Schranke aufgerichtet hat, über die man nun nicht hinüberkommen zu können meint, nämlich mittels der Annahme, ein Lied unseres großen Reformators, und zumal dasjenige, das vor allen anderen eine so große Popularität gewonnen hat, müsse notwendig einen konfessionell-reformatorischen Inhalt haben, müsse der Bekämpfung der Papstkirche und ihrer Anhänger gelten. Sicherlich führt letzten Endes jedes Wort, das Luther gesprochen, jede Zeile, die er geschrieben hat, auf sein großes Lebenswerk, die Erneuerung der abendländischen Kirche, zurück. Aber von der festen Grundlage aus, die ihm sein unerschütterliches Gottvertrauen gab, hat Luther kaum ein Gebiet des öffentlichen wie privaten Lebens seines Volkes außer acht gelassen. Er ist frühzeitig zum deutschen Propheten, zum geistigen Führer seiner Landsleute geworden. „Ein Deutscher bin ich“, ruft er aus, „und für mein Deutschland will ich wirken!“

Es ist danach nur zu begreiflich, daß in Luthers Blickfeld frühzeitig auch die Türken erscheinen, die wie eine unheilswangere Wetterwolke am Himmel des Abendlandes standen und zumal seit der Thronbesteigung ihres kriegerischen

⁶⁾ Berlin und Leipzig, Walter de Gruyter & Co. 1936. 32 S. 8°.

Sultans Suleimans II., des Prächtigen (1520—1566), in steigendem Maße die christliche Kultur bedrohten. Allerdings nahm Luther dieser Gefahr gegenüber anfangs eine Haltung ein, die befremden könnte. Ihm erschien der Türke als eine Zuchtrute Gottes, der mittels seiner die Christen für ihre Sünden bestrafe. So konnte Papst Leo X. in der Bulle *Exsurge domine* vom 15. Juni 1520 unter die zu verdammenen Sätze Luthers auch den aufnehmen: „Gegen die Türken Krieg führen heißt Gott zuwiderhandeln, der unsere Sünden heimsucht“, und Luther hat in seiner Gegenschrift von 1521 „Grund und Ursach aller Artikel, so . . . unrechtmäßig verdammt sind“, jene Auffassung vielmehr eingestanden als zurückgewiesen. Seit jedoch im Jahre 1526 der junge Ungarnkönig Ludwig bei Mohacz gegen die Türken Sieg und Leben verloren, der siegreiche Sultan aber Ungarn eingenommen hatte, änderte Luther seine Auffassung vom Türken. In den „Vier tröstlichen Psalmen“, die er nach der Katastrophe der Witwe Ludwigs, Königin Maria, widmete⁷⁾, klagt er über die „zornigen Fürsten und Bischöfe“, die sich (in Auswirkung ihres Sieges über die aufständischen Bauern vom Jahre vorher) an die armen Bürger und elenden Pfarrer machten, den Türken und seinesgleichen aber in Frieden ließen. Allerdings lagen seit jenem großen Siege der Ungläubigen die Dinge so, daß nicht sowohl die deutschen Fürsten dem Türken, als dieser ihnen das Gesetz des Handels vorschrieb. Im Jahre 1528 sandte König Ferdinand, der selbst die Nachfolge in Ungarn beanspruchte, Botschaft nach Konstantinopel an den Großherrscher, in der Furcht vor weiteren Gewaltschritten dieses, um ihm Frieden und gute Nachbarschaft anzubieten. Aber die Antwort ließ auf sich warten und daß sie günstig lauten werde, glaubten nur wenige. Statt dessen hörte man mit zunehmender Bestimmtheit von großen Vorbereitungen Suleimans zu einer neuen Unternehmung nach Westen. In dieser Lage der Dinge griff nun, „weil eben der Türke uns nahe kommt“, Luther zur Feder, um seinen Landsleuten über seine Stellung zu diesem keinen Zweifel zu lassen und alle Mißverständnisse, die sich an seine früheren Äußerungen über diese Frage geknüpft hatten, aus der Welt zu schaffen. Im Oktober 1528 sandte Luther das Manuskript der neuen Schrift „Vom Kriege wider die Türken“ in die Druckerei; hier jedoch verzögerte sich durch den Verlust einiger Blätter, die schwierig zu ersetzen waren, der Druck

⁷⁾ Wl. 19 S. 542—615. Vgl. Wolfram a. a. O. S. 5.

und die Schrift konnte erst im April 1529 erscheinen.⁸⁾ Luther hatte sie, als er sie ausgehen ließ, auf den neuesten Stand der Dinge gebracht; er bezieht sich in den Schlußabschnitten schon auf die damals, im Frühjahr 1529, wie erwähnt, in Speyer tagende Reichsversammlung und kennt auch schon die Erklärung der Stände vom 24. März, mit der sie die Proposition der kaiserlichen Kommissare beantworteten.

Wohl erkenne er, führt Luther aus, in dem Türken eine der Christenheit von Gott gesandte Geißel oder Zuchtrute; allein daß die Christenheit deswegen die Hände in den Schoß legen solle, sei nie seine Ansicht gewesen. Er habe sich nur dagegen gewandt, daß seine Landsleute sich bewegen ließen, Türkengeld nach Rom zu senden; denn unter dem Namen des Türkenkrieges habe (neben seinem Ablass) der Papst den Deutschen das Geld zumeist aus der Tasche gezogen. Und dabei sei der Papst nicht besser als der Türke: der eine der Antichrist, dieser der Teufel! Der Papst soll also, das ist Luthers Ansicht, die Hände gänzlich vom Türkenwerk lassen; die Organisierung des Krieges gegen die Ungläubigen und die Anführung ist vielmehr Sache der weltlichen Obrigkeit, des Kaisers. Dabei warnt jedoch der Reformator vor leichtfertiger Entfesselung des Krieges, vor einem Angriff mit unzureichenden Kräften, was zu nichts anderem führen könne, als „unsre armen Deutschen auf die Fleischbank zu opfern“. Denn der Türkenkrieg sei ein ander Ding als etwa wider den König von Frankreich, Venedig oder den Papst Krieg zu führen. Und Luther zählt die Reiche auf, über die der Sultan gebietet: Griechenland, Kleinasien, Syrien, Aegypten, Arabien gehören ihm, er ist Herr über ein Gebiet, größer als Spanien, Frankreich, Deutschland, Welschland nebst Böhmen, Ungarn, Polen, Dänemark zusammengekommen. Dazu kommt, daß Suleiman über die Mittel und Streitkräfte dieses ungeheuren Reiches ohne weiteres verfügen kann: er findet überall Hingabe und Gehorsam.

So ist der Türkenkrieg eine sehr ernste Sache für den Christen, der sich darauf mit Gebet zu Gott und Buße vorbereiten möge. Die Fürsten des Abendlandes aber müßten sich einmütig zusammentun, ihre Streitigkeiten untereinander abtun und mit größtem Ernst und Nachdruck an die Abwehr des Türken heran-

⁸⁾ Herausgegeben von S. Cohrs und A. Goetz in Wl. 30, 2 S. 81—148.

treten, wozu sie freilich bis jetzt kaum Miene machen. Wie dem aber sei, Luther will mit dieser seiner Schrift sein Gewissen gewahrt haben und der Verantwortung, die er in sich fühlt, nachgekommen sein, indem er seinen Deutschen die Wahrheit, soviel sie ihm selbst bewußt ist, anzeigt und Dankbaren wie Undankbaren treulich rät und dient!

Wenn es nach diesen Schlußworten scheint, als habe sich Luther mit seiner Schrift vom Kriege wider die Türken diese Angelegenheit nunmehr vom Herzen abgewälzt, so ließ doch der weitere Verlauf der Dinge das nicht zu. Wenige Wochen, nachdem die bewußte Schrift ausgegangen war, erfuhr das Abendland, daß die Gerüchte, wonach der Großherr eine neue Unternehmung gegen die Christenheit vorbereite, der Wahrheit entsprochen hätten. Suleiman verließ am 10. Mai 1529 seine Residenz Konstantinopel und erschien in Ungarn, um in der alten Hauptstadt Ofen dem von ihm berufenen Unterkönig, dem Woiwoden Johann Zapolya, feierlich die Krone des Landes zu verleihen. Dann brach er, weiter westwärts ziehend, in die österreichischen Lande ein: am 26. September zeigten sich die ersten Türken vor Wien.

In dieser Lage der Dinge griff Luther aufs neue zu seiner allezeit wirksamen Waffe, der Feder. An Sorgen und verantwortungsvollen Aufgaben gebrach es ihm freilich auch sonst nicht. Würde sich die evangelische Minderheit im Reiche mit ihrem Protest gegen die Reichsführung behaupten und durchsetzen können? Daß Kaiser und Papst wieder vertragen waren, ließ nichts Günstiges erwarten, zumal da in absehbarer Zeit mit dem Erscheinen des Kaisers auf deutschem Boden gerechnet werden mußte. Was Luthers Tätigkeit im Dienste der Kirchenreform betrifft, so mag daran erinnert werden, daß er damals die Welt mit seinen beiden Katechismen beschenkte, die nach vielseitiger Vorbereitung 1529 ausgegeben wurden. Noch stand ihm aber eine Aufgabe von größter Wichtigkeit und Tragweite bevor: die Auseinandersetzung mit dem Schweizerischen Reformator Huldreich Zwingli. Zu dem Ende verließ Luther bekanntlich im Herbst des Jahres sein stilles Wittenberg und begab sich zur Zusammenkunft mit Zwingli nach dem hessischen Marburg. Auf dem Rückwege von dort erreichte ihn die Kunde, daß die Türken vor Wien ständen. Sogleich war sein Entschluß gefaßt: in dieser Krisis sollte sein Volk die Stimme seines Propheten nicht missen. „Ich plane“, schrieb er, kaum in Wittenberg wieder eingetroffen, tief erschüttert am 20. Oktober an den Freund Hausmann in Dessau, „eine Mahnung an

die Deutschen gegen den Ansturm der Türken zu richten.“⁹⁾ Ehe jedoch dem Entschluß die Tat folgen konnte, kam am 26. Oktober die überraschende Nachricht, daß die Unternehmung gescheitert sei, der Großherr von Wien aus, durch die tapfere Verteidigung der Stadt erschreckt, den Rückzug angetreten habe. „Ein großes Gotteswunder ist geschehen“, schreibt Luther am 27. jubelnd an Amsdorf.¹⁰⁾ Aber den Entschluß, sich zur Türken Sache nochmals vernehmen zu lassen, gibt Luther nicht auf. Er kennt seine Landsleute; er befürchtet, sie werden nach diesem Erfolg sich nur allzu schnell der Sorge um die Zukunft ent schlagen und die Schlafmüge wieder über die Ohren ziehen. Sie aus dieser sehr unangebrachten, ja, gefährlichen Stimmung aufzurütteln, ist der Zweck der „Heerpredigt wider den Türken“, die Luther noch vor Ablauf des Jahres vollendet und veröffentlicht¹¹⁾: keine Siegesfanfare, sondern eine erneute und verstärkte Warnung vor vorschnellem Erlahmen im Widerstand. Luther will, wie er sich ausdrückt, „zuerst die Gewissen unterrichten, danach auch die Saust vermahnen“. Er verhehlt nicht die Schwere der Prüfung, die das Kommen des Türken der Christenheit auferlegt, aber zugleich tröstet er letztere, indem er verheißt, daß die Heim suchung durch den schlimmen Feind von Osten die letzte Prüfung sein werde, die Gott sendet, bevor der Tag des Heils anbricht. Luthers Unterlage hierfür bilden die Weissagungen aus dem alten Testament, in erster Linie die des Buches Daniel. Luther entnimmt nämlich den Traumgesichten des alten Propheten von den vier Reichen, deren Text er in die „Heerespredigt“ vollständig einbezieht, die Gewißheit, daß das Heilige Römische Reich deutscher Nation (als Fortsetzung des imperium Romanum des Altertums) das letzte der irdischen Großreiche sein und bleiben wird, also nicht etwa von einem allumfassenden Reiche der Türken abgelöst werden wird. Und zwar findet der fromme Sinn des Reformators diese Gewißheit sowohl positiv wie negativ im Terte Daniels ausgedrückt und verbürgt. Denn in dem kleinen Horn, das der Prophet laut Kap. 7 v. 8 zwischen den zehn Hörnern, das ist Königreichen, des vierten Reiches hervorbrechen und dann drei jener zehn Hörner oder Reiche an sich ziehen sieht, erkennt Luther den Türken. Diesem fallen also, inter-

⁹⁾ Enders, Dr. Martin Luthers Briefwechsel Bd. 6 S. 175.

¹⁰⁾ „Heri accepimus Turcam discessisse a Vienna versus Hungariam magno Dei miraculo“. Enders a. a. O. S. 177.

¹¹⁾ Herausgegeben von S. Cohrs und A. Goetze in Wl. 30, 2 S. 149—197.

pretiert er, aus dem ehemaligen Bestand des römischen Großreichs drei Königreiche zu, und diese drei findet er in Kleinasien, Ägypten und Griechenland, die dem Türken ja zugefallen sind. Mehr als diese drei Erwerbungen billigt Daniel jedoch dem Türken nicht zu, also wird es letzterem nicht gelingen, weitere Eroberungen im christlichen Abendlande zu machen, geschweige das römische Imperium zu vernichten und selbst an dessen Stelle zu treten; denn sonst, sagt Luther naiv, müßte ja Daniel lügen und dieser Gedanke ist für ihn natürlich ganz unannehmbar.

So zeigt sich also, daß in der Periode, in die wir die Entstehung des Lutherliedes zu setzen uns berechtigt glauben, der Reformator lange Wochen und Monate hindurch im Banne der Türkenfrage gestanden hat und von dem Gefühl der ihm auf diesem Gebiete erwachsenden Verantwortlichkeit beherrscht worden ist. Damit sind wir nun an den entscheidenden Punkt unserer Untersuchung herangetreten. Gelingt es nachzuweisen, daß die „feste Burg“ dieser Gemütsstimmung ihres Verfassers nicht nur in einzelnen Wendungen, sondern zumal in ihrem ganzen Ethos sich anpaßt, so darf der Beweis für ihre Entstehung aus den Eindrücken der Türkenzeit bei Luther wohl als erbracht gelten. Feststeht und wird auch von der älteren Forschung durchweg anerkannt, daß das Lied nicht irgendwelchen unbestimmten, sozusagen zeitlosen Regungen des Gemüts seines Verfassers entsprungen, sondern zeitlich gebunden — um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen: aktuell ist, im Zeitgeschehen wurzelt. Das tritt ja auch schon in der ersten Strophe schlagend, unmißverständlich zutage in dem doppelten „jetzt“ des Dichters: wir befinden uns „jetzt“ in Not, der Feind meint es „jetzt“ mit Ernst, d. h. er gibt seiner feindlichen Gesinnung durch die Tat Ausdruck. Wo aber war damals ein solcher Widersacher vorhanden außer dem Türken, der seit dreiviertel Jahrhunderten in der Stadt Konstantins saß als ein unversöhnlicher Gegner des Christentums und der christlichen Kultur, stets bereit, über das Abendland herzufallen! Von diesem Gegner sagt der Dichter weiter, auf Erden sei nicht seinesgleichen: es handelt sich also um einen Widersacher in Fleisch und Blut und es ist ausgeschlossen, an dieser Stelle an irgendein Erzeugnis der Einbildungskraft, einen Dämon, Teufel, Antichrist usw. zu denken. Das Werkzeug dieses schlimmen irdischen Feindes, fährt das Lied fort, sei viel List und große Macht — eine Zusammenstellung, der wir auch in der Schrift Luthers vom Kriege wider den Türken begegnen.

„Wie kann man“, heißt es da, „mächtiger (d. h. wirksamer) Christum ver-
 stören, denn mit diesen zwei Stücken, nämlich mit Gewalt und mit List.“¹²⁾
 Dementsprechend kann Luther den Lesern seiner beiden Schriften die Macht des
 Türken, dem eine so große Ländermasse in blindem Gehorsam ergeben ist,
 kaum gewaltig genug und derart schildern, daß die Christenheit nichts gleiches
 aufzubringen vermag, und das unterstreicht auch das Lied: „Mit unsrer Macht
 ist nichts getan, wir sind gar bald verloren!“ Nur göttliche Hilfe kann, fährt
 Luther fort, uns retten; eine solche streitet in der Tat für uns: der Herr Ze-
 baoth, d. i. der Herr der himmlischen Heerscharen. Der muß schließlich das Feld
 behaupten, denn es gibt, singt Luther, keinen anderen Gott. Und hier ist es
 geradezu mit Händen zu greifen, wen der Dichter vor Augen hat, nämlich
 einen Widersacher, der den ewigen Gott, den Vater Jesu Christi, verleugnet und
 ihm seinen „Allah“ entgegenstellt, in dem Luther nur den Teufel erkennen
 kann.¹³⁾ Aber er tröstet: wir brauchen im Vertrauen auf den Herrn der Heer-
 schaaren uns nicht zu fürchten, „auch wenn die Welt voll Teufel wäre und
 wollt' uns gar verschlingen!“ Und an dies letztere Bild klingt wiederum die
 „Heerpredigt“ an, wo es heißt: wenn es möglich wäre, möchte der Türk den
 Christen „allzumal fressen“.¹⁴⁾

Auch der weitere Text des Liedes steht unter der Vorstellung, daß in dem
 Türken die Macht des Teufels wirkt, und zwar sekundiert, wenn ich mich so
 ausdrücken darf, dem Dichter die „Heerpredigt“ in dem Maße, daß sie an ein
 paar Stellen uns hilft den Text des Liedes zu interpretieren. So lehrt sie uns,
 wie der Ausdruck „der Fürst dieser Welt“, den Luther in der dritten Strophe
 des Liedes braucht, zu verstehen sei. „Er ist“, heißt es in der Heerpredigt vom
 Türken, der allerlei Künste treibe und selbst anscheinend Wunderheilungen zu-
 wege bringe, „ein Doctor über alle Doctoren in der Arznei, dazu ein Fürst der
 Welt.“¹⁵⁾ Und wenn das Lied fortfährt, „so sauer er sich stellt“, so bestätigt
 die Heerpredigt¹⁶⁾, der Teufel könne auch ernst sein und sauer sehen“, was nach
 dem Zusammenhang sagen will: beim Türken (man sieht wieder, wie bei Luther
 die Begriffe Türke und Teufel durcheinander gehen) sei manches an und für

¹²⁾ A. a. O. S. 126 Z. 11 f.

¹³⁾ Heerpredigt S. 128.

¹⁴⁾ A. a. O. S. 176 Z. 19 f.

¹⁵⁾ S. 188 Z. 27 f. und vorher.

¹⁶⁾ S. 187 Z. 10 f.

sich Vortreffliche vorhanden, sogar im Bereich des Gottesdienstes: die Geistlichen zeichnen sich durch ihren Lebenswandel aus und wenn jene in ihren Gotteshäusern zusammenkommen und beten, so geschieht das mit solcher Zucht, Stille und schönen äußerlichen Geberden, wie derartiges in unseren Kirchen nicht zu finden ist. So läßt Luther auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahren, selbstverständlich ohne dadurch an seiner Grundauffassung irre zu werden, vielmehr um nur desto klarer ins Licht zu stellen, daß trotz allem was etwa in den Einrichtungen der Muhammedsanhänger löblich erscheinen könnte, der Türke „gerichtet“, d. h. verworfen sei, weil ihm der rechte Glaube fehle. Er kann uns deshalb auch nichts anhaben: nur die irdischen Güter, unser Hab und Gut, unsere Ehre, auch unser Leben und das von Weib und Kind kann er nehmen und mag er nehmen: letzten Endes hat er keinen Gewinn davon — d. h. er bleibt vor Gott verworfen — und uns muß das Reich doch bleiben.

„Das Reich muß uns doch bleiben“ — so schließt Luther voller Zuversicht. Man wird, sagt Wolfram¹⁷⁾, keinen Zweifel haben, daß Luther dabei an das Reich Gottes gedacht hat. Aber er wirft gleichwohl die Frage auf, ob hier nicht bei Luther doch auch ein irdischer Gedanke mitspiele? Wolfram stützt sich auf die oben erwähnte Wiederaufnahme der alten Prophezeiungen Daniels von den vier Großreichen, die in der Geschichte aufeinander folgen sollen, und den tröstlichen Schlüssen, die der Reformator daraus entnimmt, daß nämlich der Ausdehnung des Türken Schranken gesetzt seien, er sein Reich nicht werde weiter ausbreiten und sich vor allem nicht an die Stelle des heiligen römischen Reichs werde setzen können. So zeigt sich auch hier das Lutherlied noch in seinen letzten Worten von der zweiten Türkenchrift Luthers gleichsam abhängig. Man kann hier aber zugleich, scheint mir, die frühere Türkenchrift Luthers heranziehen, wo es heißt¹⁸⁾: „Die Welt ist ans Ende kommen; das Römisch Reich ist fast dahin und zerrissen“. Das schreibt Luther unter dem lähmenden Eindruck der Besorgnis vor einem neuen Einbruch der Türken in die Christenheit. Dann aber kommt die Kunde, daß das Unternehmen des bösen alten Feindes gescheitert ist und nun kann Luther zuversichtlich singen: „Das Reich muß uns doch bleiben!“ — nämlich sowohl das Reich hier auf Erden wie dereinst das himmlische Reich!

¹⁷⁾ S. 25.

¹⁸⁾ A. a. O. S. 143 3. 31 f.

Vom Wagnis des Lebens.

Von Fritz Döffe, Wolfenbüttel

Luther hat auch Schriften zur Politik und zur Wirtschaft geschrieben, aber er hat zu diesen Dingen nur deshalb das Wort genommen, weil sie zu der Wirklichkeit unseres Lebens gehören, und weil er der Überzeugung war, daß der Glaube es mit der ganzen Wirklichkeit zu tun hat, in der wir unser Leben haben. Es ist daher auch kein Zufall, daß Luther sich gerade zu diesen Fragen meistens dann geäußert hat, wenn er von zweifelnden und ratlosen Menschen um Antwort angegangen war. Natürlich steht hinter seinen Antworten dann auch immer eine eigene Anschauung der politischen oder wirtschaftlichen Frage, um die es geht, und es kann auch nicht anders sein, als daß diese Anschauung gebunden ist an die Zeit und an die Erfahrungen des Reformators. Wir können daher nicht ohne weiteres alle Aussagen Luthers als für uns gültig und bindend wiederholen, sondern müssen sie in unsere Zeit und in unsere jeweilige Lage übersetzen. Eine solche „Übersetzung“ ist deshalb möglich, weil der Wille Gottes an uns Menschen, wie er im Evangelium geoffenbart ist, zu allen Zeiten und unter allen politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen der eine und gleiche bleibt.

Es ist ganz gleich, worüber Luther schreibt, im letzten Grunde hat er es immer mit diesem Evangelium zu tun. So befiehlt er in der „Ermahnung zum Frieden auf die 12 Artikel der Bauernschaft“ vom Jahre 1525, die es wahrhaftig mit ganz aktuellen, praktischen Fragen zu tun hat, die eigentlich sozialen und politischen Fragen der sachlichen Entscheidung der Juristen, „denn mir als einem Evangelisten nicht gebührt hierin urteilen und richten. Ich will die Gewissen unterrichten und lehren, was göttliche und christliche Sachen betrifft“.

Nicht anders als „von göttlichen und christlichen Sachen“ will Luther auch in der Schrift lehren, von der im folgenden des näheren die Rede sein soll, in dem Büchlein „von Kaufhandel und Wucher“ (1524).¹⁾ Diese Schrift ist

¹⁾ Den zweiten Teil dieser Schrift bildet der Anfang 1520 erschienene „Große Sermon vom Wucher“, der in der WA. im 6. Bd. erschienen ist. Die Schrift „Von Kaufhandel und Wucher“ steht mit ihrem ersten Teil im 15. Bd. Ich zitiere nach der Ausgabe von Clemen, Bd. III, wo beide Teile zusammen abgedruckt sind.

gewiß für Kaufleute geschrieben, und sie ist deshalb auch heute für alle diejenigen in besonderem Maße lesenswert, die mit Wirtschaft und Handel zu tun haben, was freilich auch von jedem Familienvater und von jeder Hausfrau gelten dürfte. Es ist aus dieser Schrift manches über Luthers Kenntnis und Verständnis des Wirtschaftslebens zu erheben und es läßt sich dazu dann allerlei Kritisches sagen, aber das Eigentliche ist das alles nicht. Luther will auch hier die Gewissen beraten: „Wir wollen hier von Mißbrauch und Sünden des Kaufhandels reden, soviel es das Gewissen betrifft. Wie es des Beutels Schaden trifft, lassen wir Fürsten und Herren für sorgen, daß sie ihre Pflicht daran ausrichten.“ (S. 2.)

Der Mensch und der Christ stehen im Mittelpunkt der Betrachtung, für ihn sind Kaufen und Verkaufen „ein nötig Ding“, ein Stück seines Lebens, von dem Luther behauptet, daß man es „wohl christlich brauchen kann“ (S. 2). Wenn das Büchlein vom Kaufhandel nun zeigt, was es im einzelnen um diesen christlichen Brauch ist, so wird daran zugleich auf eine eindrückliche Weise deutlich, wie der Christ überhaupt sein Christsein im Leben bewährt.

Das Leben des Menschen trägt Wagnischarakter, das wird in der Wirtschaft besonders deutlich. Kaufen und Verkaufen sind niemals ohne „Fahr“; wer handelt, muß wagen, und nur wer wagt, kann den Gewinn erwarten, in dem Luther einen berechtigten Ausgleich nicht nur für Arbeit und Mühe, sondern eben auch für die Gefahr des Risikos sieht. „Die Ware ist nicht alle gleich; so holt man eine ferner denn die andere, geht auf eine mehr Kost, denn auf eine andere, daß es hie alles ungewiß ist und bleiben muß ... Sinte mal es geschehen mag, daß einerlei Ware aus einerlei Stadt, auf einerlei Straße heuer mehr koste denn vor einem Jahr. Daß vielleicht der Weg und Wetter böser ist, oder sonst ein Zufall kommt, der zu mehrer Unkost dringt, denn auf ein ander Zeit. Nun ist aber billig und recht, daß ein Kaufmann an seiner Ware soviel gewinne, daß seine Kost bezahlet, seine Mühe, Arbeit und Gefahr belohnet werde.“ (S. 4.)

Dieser Wagnischarakter des Handelns interessiert Luther deshalb besonders, weil das Wagnis dem Kaufmann eine Verantwortung auferlegt, über die er in seinem Gewissen entscheiden muß. Welchen Preis soll er seinem Nächsten abfordern — denn der Nächste ist der, der ihm seine Ware abnimmt! Wie soll der Preis festgesetzt werden? Es ist Luther klar, daß

neben dem nötigen Entgelt für Mühe, Arbeit und Gefahr, ohne die keine Ware herbeigeschafft werden kann, auch die Gefahr des Verlustes eingerechnet werden muß. Er meint, am besten sei es, wenn die Obrigkeit den Preis festsetze, sie soll das ehrliche Wagen schützen und dem Eigennutz wehren. Wie modern erscheinen diese Gedanken heute! Damals meinte Luther mit solcher Lösung nicht rechnen zu können, so fährt er fort: „Weil denn diese Ordnung nicht zu hoffen ist, ist das der nächste und beste Rat, daß man die Ware lasse gelten, wie sie der gemeine Markt gibt und nimmt, oder wie Landesgewohnheit ist, zu geben und zu nehmen. Denn hierinnen mag man das Sprichwort gelten lassen: Tue wie andere Leute, so narrest du nicht. Was solcher Weise gewonnen wird, achte ich redlich und wohl gewonnen. Sintemal hie die Fahr steht, daß sie zuweilen an der Ware und Kost verlieren müssen und sich nicht allzureich gewinnen mögen“ (S. 4).

In all diesen Fällen hat der Kaufmann für seine Gewissensentscheidung einen verhältnismäßig sicheren Wegweiser; es ist eine Ordnung da, von der er sich tragen lassen kann; viel nötiger ist die Gewissensberatung deshalb dort, wo solch ein Anhalt fehlt und der Einzelne frei entscheiden muß. „Wo aber die Ware nicht gesetzt noch gang und gäbe ist, und du sollst und mußt sie setzen zum ersten, wahrlich, hier kann man nicht anders lehren, man muß dir's auf dein Gewissen heimgeben, daß du zusehest und deinen Nächsten nicht übernehmest und nicht den Geiz sondern deine ziemliche Nahrung suchest.“ (S. 4.)

Ohne Freiheit gibt es kein Wagnis, nur ein Leben in Freiheit kann wirklich Wagnischarakter tragen, zu dieser Freiheit in äußerlichen Dingen hat sich reformatorisches Denken immer bekannt; sie hat freilich mit der „Freiheit eines Christenmenschen“ nichts zu tun, aber der Christ ist auch in dieser äußerlichen Freiheit gebunden durch sein Gewissen. Dieses christliche Gewissen bindet einmal an den Nächsten und bindet — davon ist später die Rede — zugleich an Gott. Der natürliche Mensch steht immer in Versuchung, sich in der Freiheit des Wagens an sein eigenes Ich zu binden. Er macht so die Freiheit zu einer Freiheit gegen den Nächsten, er sucht im Handel nicht „seine ziemliche Nahrung“, sondern den Geiz. „Da siehet er nicht auf die Würde der Ware oder auf den Dienst seiner Mühe und Fahr, sondern schlecht auf die Not und Darbe seines Nächsten; nicht derselben zu helfen, sondern derselben zu

seinem Genieß zu brauchen.“ (S. 3.) Er läßt sich vom „Geiz“ und vom „Mutwillen“ drängen.

Vom Christen fordert Luther eine andere Haltung: „Weil solch dein Verkaufen ein Werk ist, daß du gegen deinen Nächsten übest, soll es mit solchem Gesetz und Gewissen verfasst sein, daß du es übest ohne Schaden und Nachteil deines Nächsten und viel mehr acht haben, daß du ihm nicht Schaden tuft, denn wie du gewinnest.“ (S. 3.)

Luther weiß, daß man diese Dinge freilich nicht durch enge Gesetze regeln kann, das gehört ja zum Wesen des Wagnisses, daß in ihm ohne Sicherheit frei entschieden werden muß. So muß auch der christliche Kaufmann seine Entscheidungen wagen und dabei erfahren, daß er sich zu seinem Vorteil und zum Schaden des Nächsten verrechnet. Die Gestalt dieser Welt und der Wagnischarakter unseres Lebens machen es auch für den Christen unvermeidlich, daß er seinem Nächsten unrecht tut. Wie wird der Christ mit solchem Unrecht fertig? Die Antwort, die Luther in seinem Büchlein vom Kaufhandel gibt, hat über den besonderen Bezirk des Wirtschaftslebens hinaus grundsätzliche Bedeutung; er schreibt: „Es wird der Spruch des Weisen auch an dir wohl wahr bleiben: Ein Kaufmann mag schwerlich ohne Sünde handeln und ein Krätzmar wird schwerlich gerechten Mund behalten. Ob du nun ein wenig zu viel nimmest unwissend und ungern, so laß dasselbe ins Vaterunser fahren, da man betet, vergib uns unsere Schuld. Ist doch keines Menschen Leben ohne Sünde. Auch so kommts wohl wiederum, daß du für deine Mühe etwa zu wenig nimmest; da laß in die Wette schlagen und gegen ander aufheben, wo du zu viel genommen hast ...

... Darum sollst du dein Gewissen damit nicht beschweren, sondern als eine ander unüberwindliche Sünde, die uns allen anhangen, mit dem Vaterunser vor Gott bringen und ihm befehlen. Denn zu solchem Fehl dringt dich die Not und Art des Werkes, nicht der Mutwille und Geiz. Denn ich rede hier von den gutherzigen und gottesfürchtigen Menschen, die nicht gern Unrecht täten.“ (S. 5.)

Weil der Christ das Leben als Gabe und Aufgabe von Gott bejaht, geht er dem Wagnis nicht aus dem Wege; er flieht nicht aus der Welt, weil die „Werke“ dieser Welt zu Verfehlungen drängen; er nimmt die Fehler, zu denen „die Not und Art des Werkes dringt“, im Glauben an die Vergebung der

Sünden tapfer auf sich; das kann er freilich nur, wenn in diesem Glauben die Liebe lebt, die nicht wie „Mutwillen und Geiz“ das Ihre sucht.

Das notwendige Wagnis unseres Lebens wird aber noch auf eine andere Weise zur Sünde, die nicht ohne verborgenen Zusammenhang mit der selbstsüchtigen Verkehrung des Wagens ist, ja für diese Weise erst den Wurzelboden hergibt. Diese Sünde im Wagnis hat ihre Quelle und ihr Wesen in einem falschen Vertrauen, das sich auf dreifache Art äußern kann: als Vertrauen auf den Nächsten, als Vertrauen auf die eigene Kraft und als Vertrauen auf die Zukunft, also auf das Schicksal. Alle diese Spielarten von Vertrauen sind gegen das erste Gebot, wir sollen Gott über alle Dinge vertrauen.

Überraschenderweise entwickelt Luther diese Gedanken in dem Abschnitt über das Bürgen. Wer erwartet, daß der Reformator das „Bürgen“ als ein Werk christlicher Nächstenliebe empfehlen würde, muß sich durch das Büchlein vom Kaufshandel eines anderen belehren lassen. Luther sagt freilich selbst, es schein eine „ein Werk ohne Sünde und Tugend der Liebe zu sein“, in Wirklichkeit „verderbe es doch gemeiniglich viel Leute und bringe sie zu unüberwindlichem Schaden“. (S. 6.)

Wer Bürge wird „tut leichtfertig und törlisch“ daran, es geschieht ihm recht, „daß er gewürgt wird und zahlen muß“. Auch die Schrift verbietet, wie Luther aus den Sprüchen Salomos nachweist, die Übernahme von Bürgschaften (Kap. 6, 20. 22. 27). So meint Luther, es solle niemand Bürge werden, „er vermöge es denn und sei völlig Willens selbst schuldig zu sein und bezahlen“ (S. 6). Daraufhin fährt er fort:

„Nun scheint es wunderlich, daß solch Werk böse sei und verworfen ... Was ist denn die Ursach, daß verworfen wird?“

Wer Bürge wird, „greift mit Vermessenheit in Gottes Werk. Denn erstlich, so verbeut die Schrift, man soll keinem Menschen trauen, noch sich auf ihn verlassen, sondern allein auf Gott. Denn menschlich Natur ist falsch, eitel, lügenhaftig und ungewiß, wie die Schrift sagt und auch die Erfahrung täglich lehrt. Wer aber Bürge wird, der traut einem Menschen und setzt sich mit Leib und Gut in die Fahr auf einen falschen ungewissen Grund. Darum geschieht ihm recht, daß er falle und fehle und in der Fahr verderbe. Zum andern so traut er auch auf sich selbst und macht sich selbst zum Gott (denn worauf ein Mensch traut und sich verläßt, das ist sein Gott).“ (S. 7.)

Daran schließt sich dann gleich das dritte, das falsche Vertrauen auf die Zukunft: „Nun er aber seines Leibes und Gutes keinen Augenblick sicher und gewiß ist so wenig wie des, für den er Bürge wird, sondern stehet alles in Gottes Hand alleine, der nicht haben will, daß wirs ins Künftige ein Haar breit Macht oder Recht haben, und des keinen Augenblick sicher und gewiß sein sollen, so tut er unchristlich und geschieht ihm recht, weil er das versetzt und zusagt, das nicht sein noch in seiner Macht, sondern in Gottes Händen allein steht.“ (S. 7.)

Dieser Gedanke, daß unsere Zukunft ganz und gar Gott vorbehalten ist, wird von Luther noch weiter ausgeführt. Er zieht auch hier die „Exempel der Schrift“ heran, erinnert an das Gleichnis vom reichen Kornbauer, sowie daran, daß Gott „auch im Vaterunser uns hat nicht mehr denn ums tägliche Brot, heute zu geben, heißen bitten. Auf daß wir mit Fürchten leben und handeln sollen; und wissen, daß wir keine Stunde sicher sein, weder Lebens noch Gutes, sondern alles aus seinen Händen gewarten und nehmen, wie denn tut ein rechter Glaube.“ (S. 8.)

So sagt denn Luther von den Bürgen, sie täten „gerade als dürften sie Gott nicht einmal drum grüßen, oder denken, ob sie ihres Leibes und Gutes auch morgen gewiß seien, und handeln so gar ohne Furcht Gottes, als hätten sie das Leben und Gut von ihnen selbst und wären mächtig, wie lange sie wollten, welches nichts anderes ist, denn eine Frucht des Unglaubens.“ (S. 7.)

Der Wagnischarakter unseres Lebens ist im Schöpferwillen Gottes begründet; der Schöpfer will der Herr bleiben, er verfügt über die Zukunft; Leben und Besitz bleiben in seiner Hand. Die „Sicherheit“, die dem dreifach beschriebenen falschen Vertrauen entspricht, erwächst aus der Haltung derer, die ohne Gottesfurcht so tun, „als hätten sie das Leben und Gut von ihnen selbst und wären mächtig, wie lange sie wollten“. Luther sieht darin eine Frucht des Unglaubens. In der Art, wie der Mensch das Wagnis seines Lebens zu bestehen versucht, kommt es zutage, ob er in Glaube, Vertrauen und Gehorsam Kind und Geschöpf Gottes sein will, oder ob er in der Grundsünde der Paradiesgeschichte lebt, in der der Mensch sein will wie Gott. Hier zeigt sich, wo die Wurzel der Selbstsucht liegt, in der der Mensch die Freiheit des Wagens mißbraucht, um seinen Vorteil und den Schaden des Nächsten zu suchen. Wer sich von

Gott abwendet, wendet sich auch vom Nächsten ab, Gottesferne ist stets auch Nächstenferne. Wer sein Wagnis auf sich selber stellt, ist immer in Versuchung auch nur für sich selber zu wagen.

Diese Selbstsucht des Ungläubigen führt dann, wenn auch das Vertrauen auf das eigene Können uns das Vertrauen in die Zukunft fehlen oder dem Menschen der Wagemut überhaupt abgeht, dazu, daß das Wagnis dem Nächsten zugeschoben wird; hier versucht der Mensch in der „Sicherheit“ zu bleiben und dort zu gewinnen, wo ein anderer gewagt hat. Das Wirtschaftsleben bietet Luther auch hierfür Beispiele genug. Ich erwähne nur eins: „Item, das heißt auch sich auf der Gassen nähren, wenn ein Kaufmann den Beutel voll Gelds hat, und nicht mehr will mit seinen Gütern über Land oder Meer Abenteuer bestehen, sondern gewissen Handel haben, so bleibt er immer in einer großen Kaufstadt. Und wo er einen Kaufmann weiß, der gedrängt wird von seinen Leihern, das Geld muß haben zu zahlen und doch nicht hat, sondern noch gute Ware hat, so macht jener einen aus von seinetwegen, der diesem die Ware abkaufen soll, und beut ihm 8 Gulden, da es sonst gerne 10 gilt. Will derselbe nicht, so macht er einen andern aus, der ihm 6 oder 7 beut, daß der arme Mann muß sorgen, die Ware wolle abschlagen, und froh wird, daß er die 8 nimmt, auf daß er bar Geld kriege und nicht allzu großen Schaden und Schande tragen müsse.“ (S. 15.)

Dieses Unrecht — das Abschieben des Wagnisses auf den Nächsten — ist nun nach Luthers Meinung in den meisten Fällen mit dem Zinskau f verbunden, so daß er gerade um deswillen den Brauch des Zinsnehmens als unchristlich ablehnt. „Denn wer wollte nicht lieber hundert Gulden auf Zins legen, denn damit handeln, dieweil er im Handel möchte verlieren ein Jahr zwanzig Gulden mit der Summe dazu, und im Kauf nicht mehr denn fünf mag verlieren mit behaltener Summe dazu. Über das im Handel mußte oft sein Geld still liegen der Ware oder seines Leibes halben, das im Kauf ohn Unterlaß geht und wirbt.“ (S. 39.) So überläßt der Zinskäufer, der sein Kapital einem andern gibt, der mit dem Geld arbeitet, diesem andern das Wagnis und die Gefahr, denn „wenn ich hundert Gulden habe und damit gewerben soll, mag mir hunderterlei Fahr begegen, daß ich nichts gewinne, ja noch viermal soviel verliere dazu, eben um desselben Geldes willen, oder für Krankheit nicht werden mag, oder keine Ware noch Gut fürhanden ist, und der Fälle unzählig

viel, wie wir sehen, daß des Verderben, Verlust, Schaden mehr sind, denn des Gewinnens. (S. 38.) Darum meint Luther, der Zinskauf sei nur dann kein Wucher, wenn „der Zinsjunker seinen Zins habe in aller Fahr und ihrer ungewiß sei als aller anderen seiner Güter. Denn der Zinsmann mit seinem Gut ist unterworfen Gottes Gewalt, dem Sterben, Kranken, Wasser, Feuer, Luft, Hagel, Donner, Regen, Wölfen, Tieren und böser Menschen mannigfaltig Beschädigung. Diese Fahr allesamt sollen den Zinsherrn betreffen, denn auf solchem und nicht auf anderen Gründen stehen seine Zinsen“ (S. 41). Wenn dem Zinsmann „nach getanem Fleiß seine Arbeit nicht gelingt“, dann soll er dem Zinsherrn nichts schuldig sein, denn diesem steht das Wagnis zu, das der Zinsmann mit dem geliehenen Kapital eingegangen ist und eingehen mußte, wenn überhaupt ein Gewinn zu erwarten sein sollte. Darum weiß Luther keinen besseren Rat, als daß man den Zehnten oder wo nötig, den Neunten oder Achten oder Sechsten einführe. „Denn wo der Zehnten ein Jahr wohl geriete, da trüge er viel dem Zinsherrn, geriete er übel, so trüge er wenig. Und müßte also der Zinsherr die Fahr und Glück eben so wohl tragen als der Zinsmann, und müßten beide Gott in die Hände sehen.“ (S. 45.)

Der Schaden, den die Gemeinschaft der Menschen durch die einseitige Belastung mit dem Wagnis erleidet, ist zuletzt auch wieder ein religiöser Schaden, der den Menschen in der Wurzel seines Wesens trifft oder aus einer schon verdorbenen Wurzel herauswächst. Der Zinsnehmer, der mit in der Gefahr des Wagnisses steht, bekommt sein Geld so, „wie es Gott gibt“, überläßt er die Gefahr allein dem Schuldner, will er „seines Geldes Glück eitel ohne Unglück“, so „kauft er Gottes Segen noch nicht gegeben für einen gegebenen. Das kann und mag nimmer recht sein. Denn damit saugt einer dem andern Schweiß und Blut aus“ (S. 45). Luthers Bilder aus dem Gebiet der Wirtschaft sind Gleichnisse für unser Leben überhaupt, wer die Wagnisse seines Lebens — die großen wie die kleinen — nicht auf Gott hin wagt, der richtet sie zuletzt doch gegen den Nächsten. Darin muß man Luther zustimmen, auch wenn man aus anderer Einsicht in die heutige Gestalt der Wirtschaft das Zinsnehmen für berechtigt und nötig hält.

Es ist bisher vielerlei von den Irrwegen und Abwegen menschlichen Wagens gesagt worden, was sagt Luthers Büchlein denn von der rechten Art des Lebenswagnisses? Auch darüber gibt er in seinen Ratschlägen zum

wirtschaftlichen Leben Bescheid. Am kürzesten faßt er seine Meinung zusammen, wo er die „vier Weisen äußerlich gut christlich mit andern zu handeln“ beschreibt. (S. 8 ff.) Hier ist Luther ganz radikal, so radikal, daß man zunächst meinen möchte, er sei mit seinen Gedanken nicht mehr auf unserer Erde. Da aber seine Schrift, wie wir gesehen haben, sonst zeigt, daß er um dieses Erdenleben nicht schlecht Bescheid weiß, werden wir gut tun, seine Sätze über „die vier Weisen“ erst einmal ernsthaft zu hören:

„Die erste ist, man lasse nehmen und rauben unser Gut, wie Christus lehret Matth. 5. Wer dir den Mantel nimmt, dem laß auch den Rock und fordere es nicht wieder von ihm. Diese Weise gilt nun nichts unter den Kaufleuten ... Aber rechte Christen haltens, denn sie wissen, daß ihr Vater im Himmel hat ihnen Matth. 6 gewißlich zugesagt, das tägliche Brot heute zu geben.“ (S. 8.)

„Die andere ist: Jedermann geben umsonst, der es darf (= bedarf), wie Christus auch daselbst lehret ... wer das tun soll, muß sich wahrlich an den Himmel halten und immerdar auf Gottes Hände und nicht auf seinen Vorrat oder Gut sehen, daß er wisse, Gott wolle und werde ihn ernähren, ob schon alle Winkel ledig wären ... Da gehört aber auch ein rechter Christen zu, das seltsame Tier auf Erden. Welt und Natur achtet sein nicht.“ (S. 9.)

„Die dritte ist leihen oder borgen, daß ich mein Gut hingebende und wiedernehme, so mirs wiedergebracht wird, und entbehren muß, wo mans nicht wiederbringt ... Sintemal auch die noch nicht christlich handeln, die also borgen, daß sie wiederum eben dasselbe fordern oder hoffen, und nicht frei dahin wagen, obs wiederkommt oder nicht.“ (S. 9.)

„Die vierte Weise ist kaufen und verkaufen und das mit Bargeld oder Ware mit Ware bezahlen.“ (S. 11.)

Luther weiß, daß Liebe allein so nicht zu handeln vermag, das kann nur eine Liebe, die auf dem festen Fundament eines gewissen Glaubens steht und in der Kraft dieses Glaubens das Wagnis der Liebe unternimmt. „Das möchte ein rechter christlicher Kaufmann sein; den würde Gott auch nicht lassen, weil er ihm also sein trauet, und fröhlich mit seinen ferlichen (= unzuverlässigen) Nächsten wagt und handelt.“ (S. 11.)

Und worauf gründet sich das Wagnis des Glaubens? Auf das

Wort Christi. „So aber jemand aus diesem allen sich beschweret zu leihen seinem Nächsten, ist's ein Zeichen seines großen Unglaubens, daß er verachtet die tröstliche Zusage Christi, da er sagt: Wenn wir leihen und geben, so sind wir Kinder des Höchsten und unser Lohn groß. Und solcher tröstlichen Verheißung ist nicht würdig, der sie nicht glaubt, noch danach sich mit den Werken richtet.“ (S. 35.)

Dem Unglauben mag das alles so klingen, als wäre dieser Prophet wirklich „ein seltsames Tier“ auf Erden und von aller wirtschaftlichen Vernunft verlassen. Aber Luther weiß sehr wohl, daß dem Wagnis des Glaubens und der Liebe in der Wirklichkeit unserer Welt Grenzen gesetzt sind durch die Ordnungen, in denen wir allein unser irdisches Leben haben können. So schreibt er: „Du bist am meisten und ersten schuldig, deinem Weib und Kind und Gesind die Notdurst zu schaffen und mußt ihnen dasselbe nicht entwenden, das ihnen von dir gebührt. Darum ist das die beste Regel: wo dir das Borgen will zu groß sein, daß du eben so mehr etwas gebest umsonst, oder soviel leihest als dich dünkt, das du geben wolltest und wagen, obs verloren sein müsse. (S. 10 und 11.) Und wie fern ist Luther von dem wirklichkeitsfremden Gedanken, daß man aus den „vier Weisen“ vier Gesetze für das wirtschaftliche Leben machen könne. „So habe ich nun oftmals gelehrt, daß man die Welt nach dem Evangelio und christlicher Liebe nicht soll noch mag regieren, sondern nach strengen Gesetzen mit Schwert und Gewalt; darum daß die Welt böse ist und weder Evangelium noch Liebe annimmt, sondern nach ihrem Mutwillen tut und lebt, wo sie nicht mit Gewalt gezwungen wird.“ (S. 14.)

Wenn er „im Amt“ ist, muß auch der Christ nach dem Gesetz handeln, solch Amt hat auch der Hausvater gegenüber Weib, Kind und Gesinde, ja auch der Kaufmann steht gegenüber seiner Firma und gegenüber seinem Volk in einem Amt. Aber wir wollen uns hüten, daß wir nicht ein „Amt“ vorwenden, wo wir persönlich zum Wagnis des Glaubens und der Liebe gerufen sind, und daß wir nicht hinter einer Amtsmaske Raum schaffen für den natürlichen Menschen, der das echte christliche Wagnis „aufs allerhöchste fleucht und scheut“. Dazu mag uns dann noch ein letztes Wort aus Luthers Schrift „Von Kaufshandlung und Wucher“ mahnen, die auch ein Büchlein vom Wagnis des Lebens ist: „Denn kurzum solche Gebote wollen uns lösen von der Welt und begierig machen des Himmels. Drum soll man den treuen Rat Gottes

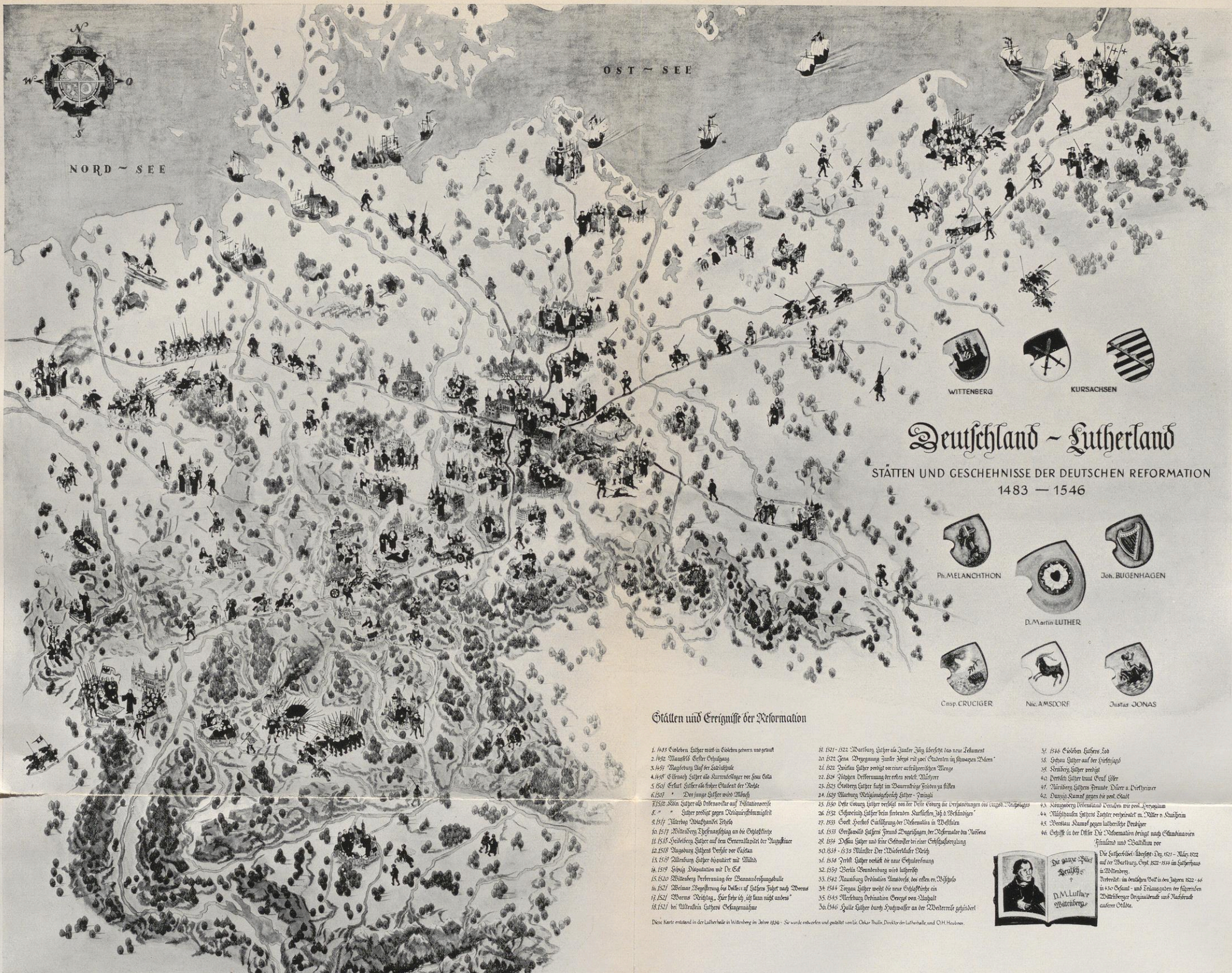
friedlich und fröhlich aufnehmen. Denn wo er das nicht täte und uns nicht ließe Unrecht und Unfrieden widerfahren, möchte sich das menschliche Herz nicht erhalten; es verwickelte und verklebte sich zu tief in den zeitlichen Dingen, daraus denn folget Überdruß und Unachtsamkeit der ewigen Güter im Himmel.“ (S. 25/26.)

Deutschland — Lutherland.

Eine farbige Wandkarte* von O. Thulin und O. S. Heubner

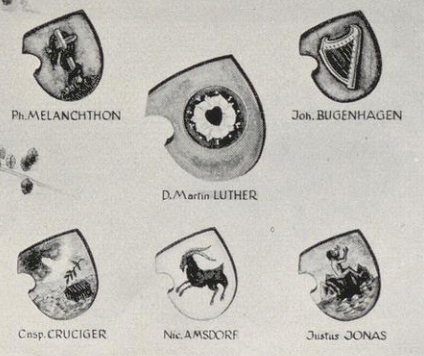
Die Reformationszeit besaß schon zahlreiche Landkarten, die oft von einer erstaunlichen Genauigkeit sind. Karten vom Mittelmeergebiet, von Afrika, von Deutschland, von Kleinasien, von einzelnen Teilen Italiens und deutschen Landesteilen liegen in der Lutherhalle aus und erwecken immer wieder das starke Interesse der Besucher, nicht nur der Historiker, sondern mehr noch der Laien, der Jugend und der Erwachsenen, die oft sehr wenig Wissen um die verschiedenen Jahrhunderte der abendländischen Geschichte mitbringen und sich doch lange Zeit an einer solchen alten Landkarte „festsehen“ können. Es ist dies begründet in einer bestimmten Eigenart dieser Karten, die sie wesentlich von unseren modernen geographischen oder historischen Karten unterscheidet: Die alten Karten bringen nicht nur linear oder farbige die verschiedenen Gebiete und Länder, Meere und Gebirge, sondern erzählen sogleich sehr anschaulich von Land und Leuten, von Königen und Ereignissen, die charakteristisch sind und für uns Bedeutung haben. Da sitzt in Afrika der König von Aethiopien auf seinem Thron und die fremdartige Tierwelt des oberen Nil wird sichtbar; da wird in Venedig auf einem Trockendock ein Schiff gebaut und bei Malta erleben wir den Schiffbruch des Paulus, der vor unsern Augen in die stürmische See stürzt. Die Landkarte erzählt sogleich von der Geschichte, von den Menschen und nicht zum wenigsten auch von der Gottesgeschichte der Menschen. Unvergesslich durch die lebendige Anschauung bleibt solch ein Verweilen und Betrachten der Erinnerung eingepägt, schon allein deswegen, weil fast alle Menschen in der Erinnerung visuell veranlagt sind. Ein kluger Pädagoge wird für Kinder wie für Erwachsene daraus seine Folgerungen ziehen und in weitem

*) Die Karte erscheint jetzt im Johannes Stauda Verlag, Kassel-Wilhelmshöhe, Subskriptionspreis bis zum Erscheinen RM. 11.—, aufgezogen auf Kessel mit Rundstäben, Öfen und Kordel RM. 21.—.



Deutschland - Lutherland

STÄDTEN UND GESCHEHNISSE DER DEUTSCHEN REFORMATION
1483 — 1546

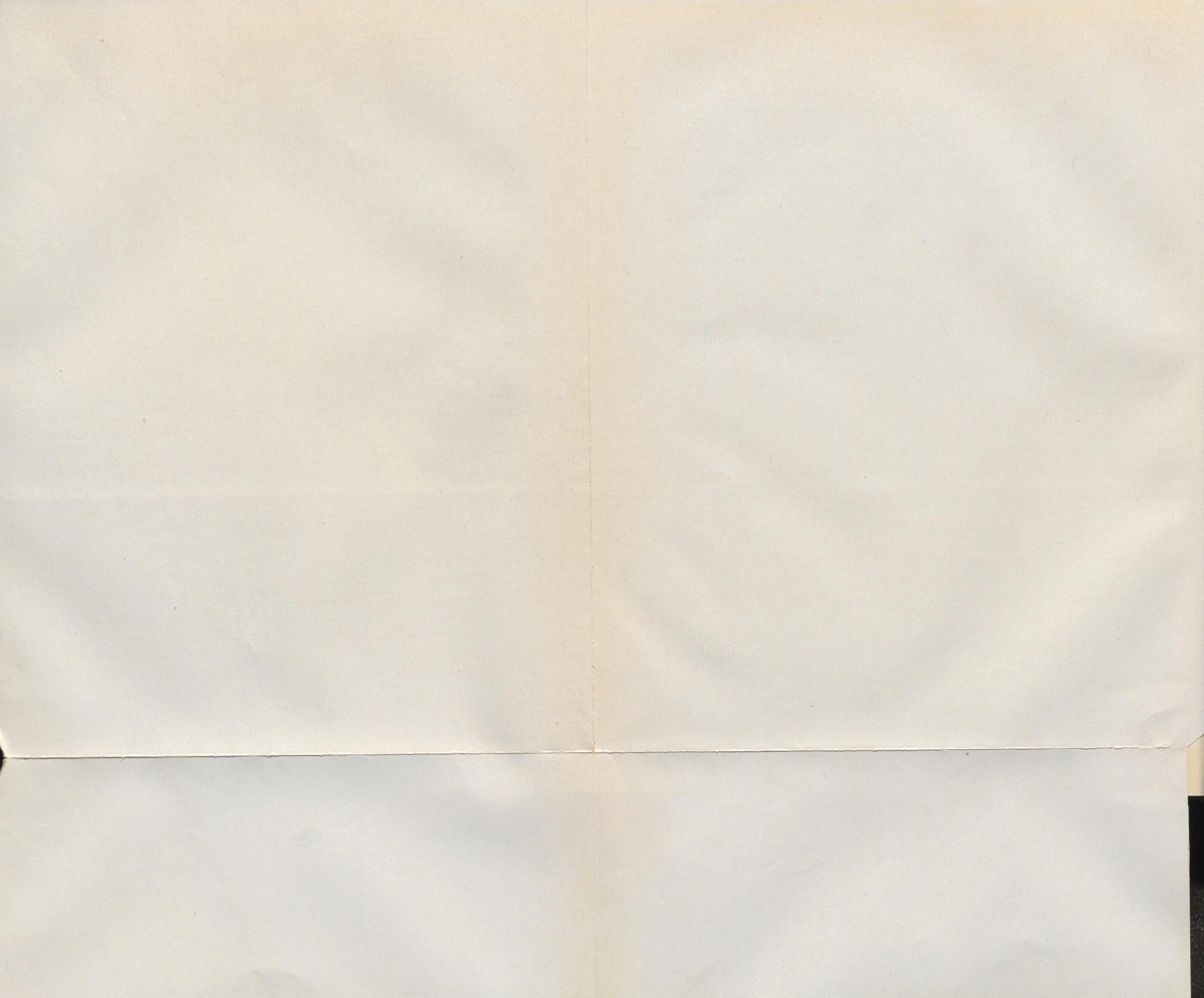


Stätten und Ereignisse der Reformation

- | | | |
|--|---|---|
| <ul style="list-style-type: none"> 1. 1483 Colleben. Luther wand in Colleben geboren und groß 2. 1496 Maassfeld. Erster Schulgang 3. 1497. Magdeburg. Ufzug der Katholizität 4. 1498. Ulrich. Luther als Sturmschlagener von Frau Cotta 5. 1501. Erfurt. Luther als erster Student der Theologie 6. 1507. Der junge Luther wird Mönch 7. 1510. Köln. Luther als Prediger in der Predigerkirche 8. Luther predigt gegen die Indulgenzen 9. 1517. Martin. 95 Thesen 10. 1517. Wittenberg. Theologie an die Christenheit 11. 1518. Schlossberg. Luther auf dem Generalcapitel der Augustiner 12. 1518. Magdeburg. Luther predigt vor Cotta 13. 1519. Wittenberg. Luther disputiert mit Maillard 14. 1519. Leipzig. Disputation mit Dr. Eck 15. 1520. Wittenberg. Verkündigung der Bannandrohungsbulle 16. 1521. Worms. Befragung des Doctors of Luther Fahrt nach Worms 17. 1521. Worms. "Hier stehe ich, ich kann nicht anders" 18. 1521. bei Wittenberg. Luthers Verhängnis | <ul style="list-style-type: none"> 19. 1521-1522. Wittenberg. Luther als Jucker. Jung überführt das neue Testament 20. 1522. Jena. Abgesandter Luther überführt das neue Testament 21. 1522. Jena. Luther predigt von einer weltlichen Menge 22. 1524. Jülicher. Verkündigung der ersten weltl. Messe 23. 1524. Wittenberg. Luther macht im Bauernkrieg Frieden zu stellen 24. 1529. Wartburg. Religionsgespräch Luther - Zwingli 25. 1530. Die Union. Luther verlässt von der Union die Verfassungen des Concils 26. 1530. Schmalkden. Luther beim Reichstag. Schmalkden. 10. 1530 27. 1530. Die Union. Luther predigt von einer weltlichen Menge 28. 1530. Schmalkden. Luther predigt von einer weltlichen Menge 29. 1530. Schmalkden. Luther predigt von einer weltlichen Menge 30. 1530-1533. Müllers. Der Widerstand der Reich 31. 1530. Jülicher. Luther predigt die neue Schulreform 32. 1530. Berlin. Wendenburg wird lutherisch 33. 1532. Naumburg. Ordination Ambsdorfs, des ersten ev. Bischofs 34. 1544. Regensburg. Luther predigt die neue Schulreform ein 35. 1545. Merseburg. Ordination Georgs von Alball 36. 1546. Halle. Luther durch Hochwasser an der Welterreile geändert | <ul style="list-style-type: none"> 37. 1546. Colleben. Luthers Tod 38. Sebast. Luther auf der Kirchentage 39. Sebast. Luther predigt 40. Sebast. Luther predigt 41. Sebast. Luther predigt 42. Sebast. Luther predigt 43. Sebast. Luther predigt 44. Sebast. Luther predigt 45. Sebast. Luther predigt 46. Sebast. Luther predigt |
|--|---|---|



Die Karte entstand in der Lutherkirche in Wittenberg im Jahre 1846. Sie wurde entworfen und gezeichnet von Dr. Oskar Thulin, Director der Lutherkirche, und C. H. Meißner.







Maße solche lebendige Anschauung zur Grundlage seines Wirkens machen und derjenige müßte schon von hoffnungslosem Intellektualismus geblendet sein, der nicht tagtäglich die Wirkung der Großmacht „Bildanschauung“ und ihrer formenden Kräfte erlebte.

Die Lutherhalle sieht ihre Aufgabe auch darin, nach dieser Richtung das Lebenswerk Luthers zum lebendigen Gegenwartsbesitz zu machen. Von Bildpublikationen bis zu einem einstündigen Kulturfilm „Die Heilige Schrift Deutsch, 400 Jahre Lutherbibel“ führte diese Arbeit schon. Nun ist eine große Wandkarte im Format 160×200 cm fertiggestellt worden, auf der die Stätten und Geschehnisse der deutschen Reformation vor uns sichtbar werden und uns erzählen von den weltgeschichtlichen Jahren 1483—1546, von dem Lebensweg Dr. Martin Luthers. Deutschland steigt aus der Flächigkeit einer Landkarte heraus zur sichtbaren Schönheit seiner oberdeutschen Gebirge und Wälder und seiner niederdeutschen Ebenen. Die monumentalen Denkmäler der Städte ragen in ihren Domen schon in die Menschengeschichte hinein und die gleichnishaften Stätten der Reformation bekommen durch die Darstellungen der Taten des Reformators ihre weit über die Einmaligkeit des geschichtlichen Ereignisses hinausweisende Bedeutung: Thesenanschlag, Verbrennung der Bannandrohungsbulle in Wittenberg, die Stunden vor Kaiser und Reich in Worms, die Bibelübersetzung auf der Wartburg und im Wittenberger Lutherhaus, die Reisen und Verhandlungen in Köln, Heidelberg, Augsburg, die Schatten des Bauernkrieges, die Botschaft an Herzog Albrecht von Preußen, die Wege der Reformatoren nach dem skandinavischen Norden . . . Nicht nur die jüngste Universität „am Rande der Zivilisation“ wurde zur Lutheruniversität, die Kurstadt zur Lutherstadt Wittenberg — ganz Deutschland bekommt in dieser Wende des Mittelalters sein Gepräge als „Lutherland“, Mutterland der Reformation, für uns selbst und für den gesamten Weltprotestantismus. Die symbolstarken Wappen der Wittenberger Reformatoren und ein Textteil zu den Stätten und Ereignissen der Reformation und zur Verbreitung der Lutherbibel sorgen dafür, daß die Karte auch ohne mündliche Erklärung in allen Einzelheiten verständlich wird.

So will diese Karte, die im Format 120×150 cm in Achtfarbendruck erscheinen soll, nicht nur ein künstlerischer Wandschmuck für Schulen, Gemeindesäle, Arbeitszimmer sein, sondern will uns aus Freude am Schauen hinführen zum unverlierbaren Verständnis des Lebenswerkes und der Botschaft Martin Luthers.

Bücherschau

Schmalkaldische Artikel

Stier, Johannes. Luthers Glaube und Theologie in den Schmalkaldischen Artikeln. Gütersloh 1937, 69 S., RM. 2. —

Willkomm, Martin. Ein Vermächtnis Luthers an die Kirche. Schmalkalden 1537. Zwickau (o. J.), 32 S., RM. 0.45, in Mengen billiger.

Schmalkaldische Artikel oder Artikel christlicher Lehre durch D. Martin Luther geschrieben 1537. 3. Neuaufl. Lutherbest Nr. 23 und 25. Zwickau (o. J.), 45 S., RM. 0.45, in Mengen billiger.

Luther, Martin, Schmalkaldische Artikel. München 1937, 63 S., RM. 1.20, in Mengen billiger.

Luthers Bekenntnis. Die Schmalkaldischen Artikel 1537. Göttingen (o. J.), 39 S., RM. 0.10, in Mengen billiger.

Stier gibt in seiner Schrift eine knappe geschichtliche Einleitung, die — auch mit den Nachholungen in den Anmerkungen — das Schicksal dieser auf Anfordern des Kurfürsten geschriebenen, in Schmalkalden jedoch nicht vorgelegten Artikel nicht ganz deutlich macht, zumal Vf. den Anschein erweckt, als sei Luther durch seine Krankheit von Schmalkalden überhaupt ferngehalten, während er doch nicht nur nach Schmalkalden gekommen war, sondern dort noch mehrmals gepredigt hatte, allerdings an den Verhandlungen, die am 10. Februar begannen, nicht hatte teilnehmen können, aber doch erst am 26. Februar abgereist war, acht Tage nachdem Melanchthon seine Ersatzschrift „Von der Gewalt und Obrigkeit des Papstes“ vollendet hat. — Stier erhebt in seiner dem dreiteiligen Gang der Artikel folgenden Deutung Luthers Testament im Verständnis einer „Theologie des Glaubens“. Selbstverständlich ist dieser Glaube Rechtfertigungsglaube. Aber darf man nun so teilen, daß man den Glauben zum Konstruktionsprinzip der Theologie macht, deren positive und negative Lehraussagen vom Richtmaß des Glaubens aus gewonnen werden? Kommt darüber nicht die Offenbarung des Wortes Gottes als des Richtmaßes für den Inhalt des Glaubens zu kurz? Ist es eine zulässige Aufspaltung, wenn Vf. den einen Hauptartikel in zwei Bekenntnissätze aufteilt:

1. Unsere Erlösung steht einzig auf Jesu Christo.
2. Diese Erlösung wird allein durch den Glauben angeeignet?

Dazu bekommt dann noch das subjektive Moment den Vorrang, indem der Erfahrungsglaube zur Voraussetzung für das Fürwahrhalten des Werkes Christi gemacht wird! So kommt nicht

zur Geltung, daß der Glaube von der Offenbarung als Geschenk des heiligen Geistes gewirkt wird und daher nicht auf menschlicher Einsicht oder Erfahrung beruht, sondern wider alles menschliche Fühlen und Empfinden auf dem Worte Gottes. Die Psychologisierung des Glaubens, der der Vf. unterliegt, macht diesen zu einem menschlichen Mittel sich die Erlösung „anzueignen“, setzt daher zwei Komponenten der Erlösung: Christi Werk auf der einen, des Menschen Glaube auf der anderen Seite. Der Glaube selbst bekommt „in der Richtung auf Christus“ „erlösende Bedeutung“. Dementsprechend wird Vf. durchgängig der Autorität des Wortes Gottes nicht gerecht, die Luther gerade in den Schmalkaldischen Artikeln aufs stärkste heraushebt.

Willkomm gibt eine schöne geschichtliche Darstellung der Entstehung der Schmalkaldener Artikel. Besonders dankenswert ist, daß er den Anteil Johann Friedrichs des Großmütigen an der Entstehung und seine glaubenskräftige Zustimmung dazu darlegt. Man kann gewiß mit dem Vf. nachträglich den Widerstand Melancthons als providentiell ansehen und einen Beweis des Regiments der Kirche durch ihren himmlischen Herrn darin, daß nun auch Melancthon zu einem klaren Bekenntnis über das Kirchenregiment kam und daß schließlich die Bekenntnisse beider Reformatoren in die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche aufgenommen wurden. Deswegen sollte aber doch der merkwürdige Tatbestand, daß Melancthon die Vorlegung der Artikel Luthers verhinderte und Luther darüber im unklaren gehalten wurde, in gebührender Charakterisierung dieser Kirchenpolitik schärfer gekennzeichnet werden. Nicht zutreffend ist es, daß Melancthon seine Einschränkung, daß er für den Fall der Zulassung des Evangeliums dem Papste die Superiorität über die Bischöfe jure humano zugestehen wolle, wie er sie seiner Unterschrift in Wittenberg zugefügt hatte, in Schmalkalden nicht geltend gemacht habe. Tatsächlich hat er gar nicht zweimal unterschrieben, sondern die von fünf Wittenberger und drei auswärtigen Theologen, von Melancthon also mit seinem Zusatz unterzeichnete Abschrift ist von Didymus in Torgau, von den übrigen in Schmalkalden unterschrieben (weitere Unterschriften erfolgten in Gotha und Weimar). Der Hamburger Superintendent Aepin hat bei seiner Unterschrift ausdrücklich auf den Zusatz Melancthons zustimmend Bezug genommen, dann freilich seine uneingeschränkte Unterschrift gegeben. Schade ist, daß die Bilder vom Kurfürsten und Melancthon statt nach guten zeitgenössischen Bildern nach schlechten Zeichnungen des 19. Jahrhunderts aus dem „Ehrendenkmal treuer Zeugen Christi“ wiedergegeben werden.

Auch die Vorbemerkung zu der im gleichen Verlage in 3. Neuausgabe herausgekommenen Textausgabe, die Th. Hansens Einführung aus seinem Symbolkatechismus bringt, verharmlost den Tatbestand, wenn sie behauptet, es habe kein Anlaß vorgelegen Luthers Artikel als öffentliche Bekenntnisschrift aufzustellen. Die Überschrift, die dem Konkordienbuch entnommen ist, ist insofern irreführend, als sie den Anschein erweckt, als seien die Artikel 1537 geschrieben. Dort ist die Jahreszahl von der Angabe des Autors und seines Schreibens durch einen Punkt getrennt. Die Jahreszahl bezieht sich auf den Tag zu Schmalkalden, auf dem Luther die Artikel „gestellt“ hatte, wie es in Drucken der 50 er Jahre heißt. Die Bezeichnung als „Schmalkaldische Artikel“ tritt in Drucken erst 1575 auf. Geschrieben hat Luther die Artikel schon 1536, am 3. Januar 1537 hat er sie bereits mit Unterschriften dem Kurfürsten zugesandt. — Die Ausgabe selbst gibt den

Wortlaut des Drucks in moderner Rechtschreibung unter leisen Korrekturen nach heutigem Sprachgebrauch wieder, mit Worterklärungen im Text und wenigen geschichtlichen sprachlichen Anmerkungen. Sie ist so — wie die zahlreichen Lutherhefte des Verlages — sehr dankenswert.

Lehrreich ist der Vergleich der Einzel-Veröffentlichung aus der Münchener Ausgabe, die ebenfalls möglichst den Lutherertext selbst unter vorsichtigen Zugeständnissen an den heutigen Leser bringt: Bei vielerlei Übereinstimmung doch auch mancherlei Verschiedenheit. Dabei habe ich den Eindruck, daß Hans Heinrich Borchardt, der Textgestalter der Münchener Ausgabe, den Charakter der Luthersprache auch im Kleinen noch sorgfamer wahrt. Fragen kann man ja, ob es nötig ist, Luthers „fleucht“ durch „flieht“, sein „fürbringen“ durch „vorbringen“ zu ersetzen, wenn man sein „noch“ = dennoch und sein „weil“ = solange stehen läßt. — Ganz ausgezeichnet ist die geschichtliche und grundsätzliche Einführung wie die ausführlichen sprachlichen und theologischen Erläuterungen, die Georg Merz auf 27 Seiten des Heftes gibt. Hier wird die grundsätzliche Klarheit geboten, die wir bei Stiers Deutung vermissen mußten. Hier werden Belege aus Luthers früheren und späteren Schriften in großer Fülle beigebracht. Für ein gründliches Studium der Artikel und ihr rechtes Verständnis haben wir hier die beste Anleitung.

Zieht Merz auch gelegentlich die Linien bis zur Gegenwart aus (bis hin zum lutherischen Tag in Hannover und zur Barmer Erklärung), so ist die Volksausgabe, die der Verlag Vandenhoeck & Rupprecht unter dem Titel „Luthers Bekenntnis“ in der Bearbeitung von Georg Hoffmann zu erstaunlich billigem Preis herausgebracht hat, ganz auf ihre Gegenwartsbedeutung in dem der Kirche aufgezwungenen Kampf gestellt. Die Einleitung geht mit Recht davon aus, daß die stiefmütterliche Behandlung, die die Artikel im Vergleich zu anderen Bekenntnisschriften erfahren haben, heute bei den Theologen einer bevorzugenden Anerkennung gewichen ist. Aber sie sollen auch weiteren Kreisen der Gemeinde zugänglich gemacht werden, weil sie, wie zutreffend gesagt wird, auch dem theologisch nicht Vorgebildeten ohne Mühe verständlich sind. Freilich halte ich es nicht für richtig, Luthers Kampfstellung gegen Rom heute soweit zurückzustellen, wie es der Herausgeber in seiner Einleitung tut, und das Kampffeld fast ausschließlich gegenüber einer neuen Gläubigkeit völkisch-politischer Prägung zu sehen. Der Herausgeber zeigt ja selbst auf, daß Luthers Kampf gegen die Papstkirche der Frömmigkeit des natürlichen, unwiedergeborenen Menschen gilt. Diese aber ist heute noch ebenso in Dogma und Praxis der römischen Kirche zu Hause, wie zu Luthers Zeiten. Den Hauptartikel wird die lutherische Kirche heute wie zu Luthers Zeiten im Zweifrontenkampf zu verteidigen haben, gegen Rom auf der einen, gegen die Schwärmer auf der anderen Seite. Der Text ist um der leichteren Lesbarkeit willen in heutigem Deutsch wiedergegeben unter „möglichster Angleichung an den ursprünglichen Wortlaut“. Die Gegenwartsprache ist also der Ausgangspunkt, anders als in den bisher besprochenen Ausgaben. So kommt es gelegentlich (z. B. bei der Stillmesse S. 15) zu erklärenden Umschreibungen des Luthertextes, der freilich in seinen Kernstellen dann wieder auftaucht. Dadurch entsteht eine gewisse Unausgeglichenheit. So z. B. wenn der Herausgeber beibehält: „denn wir so viel Befehl haben . . ., daß wir sie nimmermehr ausrichten können“. Hier hätte er nach heutigem Deutsch „so viele Befehle“ schreiben müssen. Richtig erscheint es mir nicht, daß der Herausgeber das „Bekennen“ der hohen Artikel der göttlichen Majestät, das

Luther beiden Teilen zuspricht, in ein „Anerkennen“ umwandelt, weil Luther seinen Gegnern nicht das Bekennen im biblischen Vollklang, sondern nur im Sinne äußerer kirchlicher Geltung zuerkannt hätte. Gut sind Sperrungen und Setzdruck im Text, durch die die Hauptgedanken und die in ihnen begründete Norm der Einzelausführungen herausgehoben werden. Wir können nur wünschen, daß dieses Luther-Bekenntnis, das das Bekenntnis der lutherischen Kirche ist, durch diese billige Ausgabe in den weitesten Kreisen der Gemeinde bekannt werde im doppelten Wort-
sinn des Kennenlernens und Bekennens. K.

Ziegner, Oskar. Luther und die Erzväter. Auszüge aus Luthers Auslegungen zum ersten Buch Moses mit einer theologischen Einleitung. Verlag von J. S. Steinkopf in Stuttgart, 1936, 162 S. Kart. RM. 2.80.

Ein neues Verständnis der Genesis und der Lehre Luthers will J. durch die Herausgabe dieser Auszüge darbieten. In der theologischen Einleitung wird die tatsächliche Schwierigkeit bei der Auslegung des A. T. wie auch des N. T. aufgezeigt. Die rein historische Einstellung ergibt völlig falsche Urteile über die Bibel, und doch kann man die ehrlich fragende menschliche Vernunft, die diesen Weg gehen muß, nicht einfach durch ein abweisendes Verbot zum Schweigen bringen. „Wo wir nicht mehr fragen dürfen, hören wir auf, Menschen zu sein.“ Kirche und Theologie müssen eben neben diesem rein historischen Weg das Unbeirrbar herausstellen, was sie „als von aller Forschung der Wissenschaft unberührbar“ kennen. Hier wird Sicherheit nur durch eine klare Scheidung des historischen und des glaubensmäßigen Bibelverständnisses gegeben. So wird dann die Volksgeschichte Israels gleichzeitig zu der Geschichte, in der sich Gott als der Herr offenbart.

J. weist auf die besondere Stellung der Genesis im A. T. hin. Die Menschen der Genesis haben ihr Charakteristikum darin, daß sie alle leben im Glauben und in der Hoffnung, deren Grund Gott selbst setzt mit der Verheißung der Volkwerdung des Volkes Gottes. Es ist wohl eine sehr weitgehende und gefährliche Anpassung an den heute in den Weltanschauungen üblichen Sprachgebrauch, wenn J. Abrahams Glauben an die göttliche Verheißung umbiegt in den Glauben an sein Volk, und wenn er diesen Glauben dann umschreibt als die „Ehrfurcht vor dem Geheimnis alles Lebens“, wenn er feststellt, daß überhaupt schon der Glaube an das „Geheimnis des Lebens“ wirklichen Glauben an Gott, den Herrn des Lebens, bezeugt.

Neben dieser „Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Lebens in seiner Fruchtbarkeit und seinem Wachstum“ erkennt J. dann in dem Glauben Abrahams noch etwas anderes, was über den „Glauben an sein Volk“ hinausweist: das Personsein, das noch direkt vor Gottes Angesicht empfangen wird, also nicht wie in der Zeit von Moses bis Christus ein völkisch gebundenes Personsein ist. So glaubt J. den Stoff verteilen zu können: die allgemeine Ehrfurcht vor dem Geheimnis des Lebens kann auch von der forschenden Wissenschaft erkannt werden, und dazu kommt dann das Besondere im Glauben der Erzväter, die nicht in der Liebe zum Volke aufgehen, sondern die das, was sie sind, als Personen vor Gott sind.

Dies „Personsein“ muß trotz aller richtigen Betonung bei J. aber noch wichtiger genommen werden, als es tatsächlich geschieht. Denn das „Personsein“ ist sicher nicht bloß als ein Zusatz zu der allgemeinen Ehrfurcht vor dem Leben anzusehen, weil der Glaube, der eben mit

Volk" und die „Ehrfurcht vor dem Leben“ ihren Sinn empfangen und ihre einzig mögliche Ausrichtung empfangen von dem, der Grund und Ziel dieses Glaubens und dieser Ehrfurcht ist: Gott. Wenn J. das völkisch gebundene Personsein auf die Zeit von Moses bis Christus beschränkt, dann muß dem entgegengehalten werden, daß jedenfalls nach Paulus (Rö. 11; 2. Cor. 5) auch während der Zeit Christi der völkische Verband nicht ausgeschlossen zu werden braucht, daß man also nicht sagen darf: „auch Israel kann jetzt nie wieder als Volk zu Gott kommen und sich bekehren“.

Sehr klar zeigt dann J. in aller Kürze, wie Luther in der Genesis Christus finden konnte, wie im Gesetz schon das Evangelium steckt, das Evangelium des sich ewig gleichbleibenden Gottes, der also schon von Anfang an in Christus zu Adam und Abraham gesprochen hat.

Dieser Gesichtspunkt beherrscht dann auch die Auswahl der Texte. Daß man es sicher nicht mit einer wissenschaftlich in jeder Beziehung zureichenden Ausgabe zu tun hat, ergibt sich schon aus der gedrängten Kürze der Textwiedergaben und aus der gleichzeitigen Wiedergabe von Abschnitten aus Luthers Genesisvorlesung und den Predigten von 1527. J. hat in seinem besonderen Anliegen die Frage nach der Echtheit der überlieferten Texte mit Recht zurückstellen können. „Es ist genug, wenn wir den Glauben daraus lernen können und Gottes Werk verstehen.“ Die Gesichtspunkte, die Luther für das Lesen der Genesis empfiehlt, kommen in den kurzen Auszügen über die einzelnen Kapitel sehr deutlich heraus: die tröstlichen Zusagen zur Stärkung des Glaubens, die Verheißungen, die von Christus sprechen, die schönen Exempel des Glaubens, der Liebe und des Kreuzes in den lieben heiligen Vätern.

Dr. Mühlbe

Herrmann, Ernst. Aus der Gemeinde der Stillen. Krankendienst eines kranken Seelsorgers. Ev. Missionsverlag Stuttgart und Basel 1935, 136 S.

Diese Betrachtungen aus dem Nachlaß des heimgegangenen Stadtpfarrers Ernst Herrmann, zuletzt in Eßlingen, mit denen er aus der Leidensprüfung seiner eigenen Krankenstube die Leidensgemeinde gestärkt hat, entstammen nicht nur der Erfahrung eines Leidenden, der der inneren Anfechtungen des Leidens in ihren mannigfachen Verzweigungen kundig ist, sondern sie bieten auch die Verkündigung des Evangeliums für „das Häuflein der Hartenden“ mit dem ganzen Reichtum der Trosterfahrungen der Kirche. Dabei gibt D. Martin Luther den Ton an. Seine seelsorgerliche Weisheit in der Anwendung des Gotteswortes auf die Anfechtung wird immer wieder angezogen. Sein Lied zu Psalm 12 mit der Strophe von der Bewährung des Gotteswortes durchs Kreuz steht als Lösung dem Ganzen voran. Ausführlich kommt Luthers Stellung zur Frage der selbsterwählten und verordneten Leiden zur Darstellung. Gemeinschaft der Leiden gehört nach Luther zu den Kennzeichen oder Sakramenten der echten Kirche. Sein Taufrost zieht sich durch alle Abschnitte des Büchleins hindurch. Ausführlich kommt er in seiner Predigt über die Taufe aus dem Jahre 1535 zur Geltung. Das Büchlein zeigt, wie ein Seelsorger, der Luthers Lehre und Übung auf sich selbst und sein Amt in der Gegenwart anwendet, einen Zugang zu der Kraft des göttlichen Wortes hat, den man in der üblichen „Seelsorge“ weithin vermissen muß. So gehört dieser Krankendienst im besonderen Sinne zur Luther-Literatur, ein Beispiel echter Verwertung wirklicher Luther-Kennntnis.

R.

Druck: Hermann Böhlau Nachfolger / Weimar

Der lutherische Bauer

in der Publizistik, insbesondere in der Bild Darstellung der Reformation.¹⁾

von Kurt Ubrig, Frankfurt am Main

Als der deutschen Nation in den entscheidungsschweren Jahren ihres Glaubenskampfes die seltene Schicksalsstunde neuer Volkswerdung zuteil ward, besann sie sich gleichsam nach ungeschriebenem Gesetz zurück auf ihre tragende Kraft, auf den Stand der arbeitenden Hand. Für das Deutschland der Reformation war dies der Bauernstand. Das Ansehen des Bauern war durch die letzten Jahrhunderte mehr und mehr gesunken. Seine soziale Lage hatte sich denkbar ungünstig gestaltet, und nur allzusehr war er der Willkür seines Grundherrn preisgegeben. Demgemäß ist das Bild, das die damalige Literatur bis zum Vorabend der Reformation vom Bauern zeichnet, trübe und düster. Seine schwere und mühevollen Arbeit fand statt der verdienten Anerkennung nur Spott und Verachtung, und er selbst wurde verhöhnt und zum Narren gehalten von aller Welt. Ungestraft wurde er in der Literatur dargestellt als dumm und frech, verschrien als Tölpel und Geizhals, dabei rauflustig und faul, der voll Hinterlist versucht, seinen Herrn um den schuldigen Zins zu bringen. Erschreckend, mit welcher Lebensfremdheit und Gehässigkeit Adel, Bürgertum und Klerus über den Bauern herfielen, ihn dem Schweine gleichstellten, dem man nur mit Abscheu und Widerwillen begegnet. Diese bauernfeindlichen Tendenzen fanden ihre moralische Stütze in der Arbeitsteilung des thomistischen Systems, das, von der Kirche sanktioniert, dem Priesterstand und der von ihm geleisteten Arbeit die höchste Schätzung zubilligte dank den Ewigkeitswerten, die dessen Tun in sich schloß. Die Arbeit des Bauern hingegen wurde als niedrigste Arbeitsleistung gewürdigt, war sie doch nur dazu bestimmt — bar aller höheren Werte — allein irdisch leiblichen Zwecken zu dienen.

Im Gegensatz hierzu kündete Luther seine reformatorische Grunderkenntnis vom allgemeinen Priestertum, riß entschlossen das thomistische System ein und verteidigte in derber, urdeutscher, also volksnaher Sprache den Wert jeder Arbeit, die letztlich dazu bestimmt ist, Gott zu dienen, so daß selbst ein Müllersknecht

¹⁾ Vgl. auch m. Darstellung: Der Bauer in der Publizistik der Reformation im Archiv für Reformationsgeschichte, 1936, XXXIII, 1—4.

oder eine Müllersmagd einen Gott angenehmeren Dienst trotz ihrer bescheidenen Arbeitsleistung darbringen können als Mönche und Pfaffen mit ihrem erzwungenen Frommsein und Nichtstun. Diese neue Lehre wurde besonders von der Jugend aufgenommen und sogleich in die Tat umgesetzt. Selbst der Gelehrte Sebastian Franck ward Seifensieder, wie auch Karlstadt seinen Professorenmantel mit einem schlichten Bauernkittel vertauschte, um sich mit dem Pfluge und seiner Hände Arbeit nach Gottes Befehl mühsam sein Brot zu verdienen.

Die Publizistik

Daß Luthers Grundthese vom allgemeinen Priestertum sich einem Feuerbrande gleich über ganz Deutschland in kürzester Zeit ausbreiten konnte, gleichsam im Sturm alle Herzen mitreißend, ist der Erfolg der volkstümlichen Publizistik, dieser neuen Waffe, die zum ersten Male in der Geschichte in den Dienst einer Volksbewegung gestellt wurde. Es ist die Flut volkstümlicher Schriften und Schriftchen, die in Wort und Bild die Zeitung des Volkes bedeuteten. Die Entdeckung der Buchdruckerkunst hatte dieses Schrifttum erst wenige Jahrzehnte zuvor ins Leben gerufen und es vermittelte jetzt dem Volke Neuigkeiten aller Art, wußte zu berichten von Krieg und Frieden, von Pest und Mißgeburten, von Wunderheilungen, Kometen oder Hungersnöten, kurz von all dem, was das Volksleben widerspiegelt. Es versteht sich, daß diese volkstümliche Publizistik dem Glaubenskampf nicht neutral gegenüberzustehen vermochte, der doch alle Leidenschaften aufflammen ließ. Dieses Schrifttum erwies sich der lutherischen Sache als bester Bundesgenosse, dem es gelang, den siegreichen Gotteskampf des religiösen Führers hinauszutragen aus der Klosterzelle und eine Bewegung zu entfachen, an der das ganze Volk im Hin und Wider auf das Leidenschaftlichste Anteil nahm. Luthers theologische Grundwahrheiten in das Denken des „armen Mannes“ zu übertragen und diesem das neue Evangelium in seiner Sprache verständlich zu machen, war die Aufgabe, vor die sich die Volksliteratur gestellt sah und die sie überaus geschickt löste. In unzähligen Schriften ward dem Volke Aufklärung zuteil; ihre Zahl wird auf rund 4000 geschätzt. Gierig wurden sie von einer Allgemeinheit aufgegriffen, die in stetem Suchen nach einem neuen Halt das Alte schwinden ließ. Die Siebenzahl der Sakramente wurde für nichtig erklärt, die privilegierte Stellung des Klerus für ungerechtfertigt erkannt, des Papstes Primat geleugnet, der Glaube der Väter angezweifelt. Es zerbrach das Glau-

bensgebäude der einen katholischen Kirche, das gestaltet war mit dem Anspruch auf Ewigkeit. Dieser Bau hatte das ganze Leben des mittelalterlichen Menschen umspannt, jenes Menschen, der in zitternder Ehrfurcht sich gewürdigt sah, seinen wenn auch bescheidenen Platz darin einzunehmen und so an Gottes Herrlichkeit teilzuhaben, hier zeitlich und dort ewiglich. Neues, Schöneres, Größeres bot sich jetzt an, das Evangelium der Gnade, das unter Berufung auf die heilige Schrift von keinem Unterschied wußte zwischen Laien und Kleriker und das, einmal ins Volk getragen, von revolutionärer Wirkung sein mußte.

In Wort und Bild löste die Propagandaliteratur ihre Aufgabe, sich bemühend, den ungelehrten Leser aufzuklären über den wahren evangelischen Glauben und über die Mißstände, die in der katholischen Kirche Platz gegriffen hatten. In dieser Literatur, die sich ganz getragen wußte von der neuen Wahrheit des allgemeinen Priestertums und die das Erwachen des Laienstandes widerspiegelt, jenes Standes, der sich nach jahrhundertelanger Bevormundung durch die römische Kirche auf sich selbst, wieder besinnt, tritt der Bauer auf als ein treuer Freund und Anhänger der lutherischen Sache, ja als deren Vertreter schlechthin. Er ist der Held dieser Zeitepoche, der ureigenste Vertreter des allgemeinen Priestertums, der — in idealer Schau gesehen — den neuen, durch die Reformation geformten Menschen verkörpert.

Es ist auch hier Luthers gewaltiger Geist zu erspüren, der unbewußt auch die Publizistik in die von ihr beschrifteten Bahnen lenken sollte. Sie stützt sich auf Luther, der in diesen Sturmjahren eine *theologia pauperum* vertreten hat, in der er den Armen nicht nur im religiös-ethischen Sinne, vielmehr auch den sozial Armen dank ihrer Armut und verachteten Stellung eine besondere Gottes- und Glaubenserkenntnis zuspricht, weil Gott sich analog der *theologia crucis* des Argernisses bedient, sich das Niedrige und Verachtete auserwählt, um an ihm zu wirken, wie dies besonders die Propheten des Alten Testaments aufweisen, die auch nur Bauern oder einfache Hirtenleute waren. Die Publizistik übertrug diese *theologia pauperum* in die Gegenwart und erhob den Bauersmann zu dem wahrhaft schlichten Laienchristen, der ganz im Sinne der neuen Lehre sein Leben lebt in tiefem Glauben und in demütiger Arbeit, und der dadurch von Gott selbst berufen ist, die Klugen zu beschämen durch wahrhafte Gotteserkenntnis, die sich ja nicht auf Menschenweisheit gründet, sondern auf Gottes Erbarmen. Mehr Wunschbild als Wirklichkeit ist er der glaubensstarke, echte Christ und Anhänger

Luthers, der dank seiner kargen Lebenshaltung und mühevollen Arbeit im Gegensatz zu allen anderen Ständen den allein Gott wohlgefälligen, auf die Schrift gegründeten Stand ausmacht, und der sich gerade deshalb berufen weiß, für die Sache der Reformation einzutreten.

Daß man alle neuen, reformatorischen Erkenntnisse in ihrer idealen Gestaltung auf den Bauern übertrug, läßt das Hochgefühl erkennen, das nunmehr in Deutschland für diesen wachgeworden war. Plötzlich ward in der Reformation auf den Schild gehoben, was sich im Laufe der Jahrhunderte vorsichtig angebahnt hatte, von der Mystik gefördert und durch das Armutsideal der Minoriten begünstigt war. Man erkannte allmählich im Bauersmann den Vertreter wahren Menschentums, der wegen seines mühevollen Lebens wahre Nachfolge Christi übte. Der Bauer sah sich plötzlich in der Publizistik herausgerissen aus seiner mißachteten Stellung, sah seine schmählich verkannte Arbeit geschätzt, sah darüber hinaus sich aufgerufen, als volkstümlicher Träger der Reformation Neues zu schaffen, das gegründet war auf den Boden der Bibel.

Die Bild darstellung

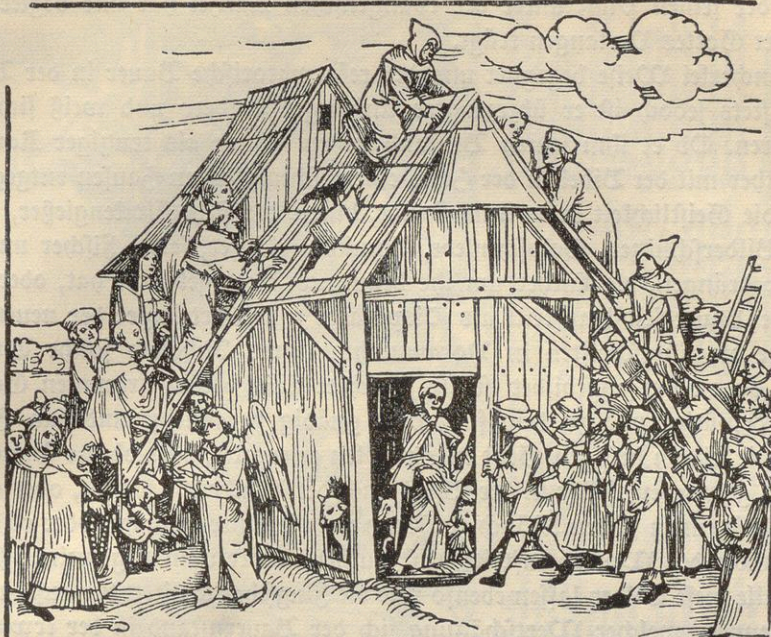
Dieser lutherische Bauer begegnet uns in der Publizistik, den Dialogen wie im Sendbrief, wie er auch im Bild, besonders im religiösen Kampfbild als Held und Träger der lutherischen Sache auftritt. Das Bild im Holzschnitt oder Metalldruck, dem Volk insolge seines bildhaften Denkens vertraut, hat als religiöses Kampfbild wirksam geworden, war doch hier die Kunst des Lesens nicht erforderlich.

Gerade die populäre Bilddarstellung spiegelte wider, in welchem Ausmaß Luthers Bibelübersetzung ins Volk gedrungen war. Die Bilder religiösen Einschlages waren seither im wesentlichen Heiligenbilder, Marienbilder oder Darstellungen des Leidens Christi, — ganz der kirchlichen Frömmigkeit entsprechend —, dazu bestimmt, die Andacht zu fördern und dem frommen Gemüt Rechnung zu tragen in bewusster Anlehnung an kirchliche Frömmigkeit und Heiligenkult; doch wird dies mit der Volkstümlichmachung der Bibel anders. Statt der Heiligenbilder steht nunmehr das Evangelium im Mittelpunkt, das der darstellenden Kunst neue Anregung und neuen Stoff zur Gestaltung lieferte. Insbesondere sind es die Gleichnisse der Evangelien in ihrer ländlichen Bildersprache, die die Bilder katholischer Kirchlichkeit fast völlig verdrängten. Gerne wurden solche

Gleichnisse ausgewählt, die der Welt des Bauern entnommen sind, wie beispielsweise das Gleichnis Jesu vom Unkraut unter dem Weizen. Oder Paulus und Apollos werden nach dem Wort des Apostels „ich habe gepflanzt, Apollos hat begossen“ (1. Kor. 3, 6) bei der Feldarbeit dargestellt (Abbildung 1), wie sie den „Baum des Glaubens“ pflegen, wobei der Stamm den Kreuzespfahl Christi ausmacht und die Blätter reformatorische Bibelsprüche enthalten. Ein solches Bild konnte auf den ländlichen Betrachter seinen Einfluß nicht verfehlen; waren doch die Apostel selbst bei der seither so verachteten Landarbeit tätig zu sehen.

Die religiösen Kampfbilder griffen gern zu solchen Evangelienstoffen, die in ihrer polemischen Haltung einen Trennungsstrich ziehen zwischen den Freunden und Feinden wahren Glaubens. Selten gut ließ sich hier das Gleichnis von den bösen Weingärtnern deuten, wobei der Künstler die römische Klerisei den bösen Weingärtnern gleichsetzte; oder das Gleichnis vom klugen und vom törichten Hausbau wurde auf den alten und neuen Glauben bezogen. In solchen Kampfbildern tritt allein oder als Führer einer Volksmasse der lutherische Bauer auf. Als wahrer Nachfolger Christi hört er die Stimme seines Herrn und folgt ihm. So der Einblattdruck des Sebald Beham mit Versen von Hans Sachs zu Johannes Kap. 10 aus dem Jahre 1524 (Abbildung 2). Der gottlose römische Hause versucht auf verbotenem Wege mit Leitern und Stangen durch das Dach in einen Schafstall einzudringen, die Einladung Christi und den richtigen Einlaß mißachtend. Allen Verführungskünsten der Römlinge trotzend ist der reformatorische Bauer dargestellt, der auf die rechte Stimme hört und Christus wahrhaft nachfolgt.

Oder der lutherische Bauer wird dargestellt, wie er hungert nach Gottes Wort und nur nach diesem allein Begehrt hat, eindeutig alles Menschenwerk wie Rosenkränze, Ablass und Amulette zur Seite schiebend. So stellt Georg Pencz in seinem Holzschnitt „*W e i e r l e i P r e d i g t*“ (Abbildung 3) die rechte reformatorische Haltung der unbiblichen gegenüber, wenn unter einer schlichten evangelischen Kanzel sich das Volk drängt, aus dem der Bauer mit seinem Karst besonders herausragt. Diese armen Leute hängen mit wahrer Andacht an dem Munde ihres Predigers im Gegensatz zu den Reichen und Gutgekleideten, die mit vornehmer Gelassenheit einem Priester auf prunkvoller Kanzel kaum Gehör schenken. Während diese, mit Rosenkränzen und solcherlei Tand in den Händen noch am Alten kleben, zeigt das Bild das Bauernvolk als den treuen Anhänger



Christus spricht.

Kämpfer du mir in Christi Knechte
 All die ich was du müßig seist
 Was ich soll euch erquick en all
 Ich bin die thür In dem Schawff stall
 Von blin von ewer wegen Cummen
 Von ewer lund auff mich gemömmen
 In vorach ein dem Creuch gestoben
 Euch bey dem vater huld er worden
 Darumß mer nach durch mich eyge es
 Der werf selig on wider ret
 Wer aber anderß wo steyge eyn
 Der muß ain dieß vnd möder seyn
 Was all ewer werck die send einwacht
 Ich han all ain es enffgerichte
 Ich bin der weynstock der die reben
 Der ewer aug in artzney vnd leben
 Vnd ewer eyghe boffnung
 Gerechtighe vnd seligung
 Alle die da glawben in mich
 Werden nie sterben ewiglich
 Sonder hand den Tode überspungen
 Seynd hundert in das leben duangen
 Darin isy leben ewigleych
 Des mit in meyne vaterzereych

Der Engel spricht:

O blinde geoloser hauff sage an
 Was hat euch der from Christus than
 Das ir nie glawdet seruet wote
 Sonder steyge eyn an fremdem ort
 Sidte ewer hayl hilf frost vñ stecke
 In den erdichten menschen wercke
 Die doch vergessene synde vngote
 Wey ir volgumenschen leer vnd poete
 Die all mit süden synd verreyffe
 Darumß durch sidte die haylig schrifft
 Die saget euch all ain Christum
 Durch den ir werde gerethe vnd frum
 Dem Christo laß all ain die wer
 Er sey daa hayl sonst nyemant mer
 Zü dem keruech wider gemlich
 Er symple euch auff zweylich
 Vnd laß euch durch sich selb eyngan
 Wenn er ist der genaden tran
 Güte vnd schenckmüetig von herzen
 Folge ir im nie ir kumpenit schmergen
 Wie frum vnd haylig ir rege gleyffe
 Wie hoch die welt euch lobt vnd preyße
 So werde ir doch endlich werden
 Als die sumpden wercken ewig sterben

Der Socloß hauff spricht

O Engel schwerig sag vns nie mer
 Von drey newent egerker
 Die vns gütet weret vortacht
 Sam hab vns Christus selig gemachte
 Vnd sey vns gar fayn werck mer noe
 Zur seligheyt da wiff am spoe
 Vnd sprecht das ewangeli weyß
 Das sey all ain ber seker freyß
 Darin sy habig eyfflich leben
 Vortacht all menschen leer darben
 Vnd vorticht unser Gottdienst
 Der doch gestanden ist auff minß
 Dey drey oder vier hundert jaren
 Vñ haylig lebet die vor vns waren
 Die solche werck vns hand gleeete
 Die wir edelich in band gemere
 Das hauff dieneu leer gleyffney
 Die haylig ichon vnd güt das sey
 Sans vernig wir nichte gütes auff erde
 Dar durch wir ewiglich werden
 Wie laßen euch durch den vnd sagen
 Auff vnser werck da wöln vnser waagen
 Vnd darinn an den verharren gang
 Vñ den schopp lassen drey des Schwang

Hans Sachs Schuster.
 15. d. xxxij.

Abb. 2: Der Schaffstall Christi. Eindruckblatt von Sebald Beham
 Aus Geisberg, Deutscher Einblatt-Holzschnitt, Hugo Schmidt Verlag, München
 (Phot. Franz Rempel, Hamburg)

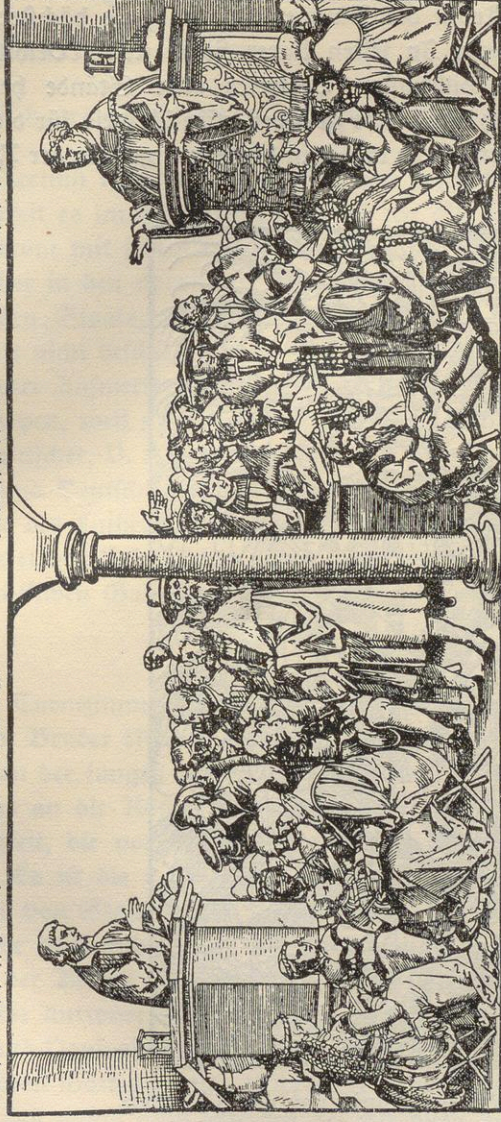
Luthers, der seinen Platz unter der evangelischen Kanzel hat und begierig nach dem Wort Gottes Verlangen trägt.

In mancherlei Weise begegnet uns der reformatorische Bauer in der Bilddarstellung, stets jedoch ist er überzeugter Anhänger Luthers und weiß sich diesem verschworen. Ob er ihm seinen Beistand leihen möchte als trutziger Karsthans, wenn Luther mit der Bibel in der Hand einem schimpfenden Haufen entgegentritt, vorweg die Geistlichkeit in vollem Ornat, hinter der sich Glockengießer, Kerzenmacher, Bilderschnitzer, Goldschmiede, Amulettverkäufer, selbst Fischer und Pfaffenweiber drängen, die Luther um ihr bequemes Brot gebracht hat, oder ob der lutherische Bauer selbst auftritt als Disputator und Verteidiger der neuen Lehre, wie gerne die Flugschriften in Vorausnahme ihres Inhaltes solche Titelbilder brachten, oder ob er abgebildet ist als schlichter Laie, der im frommen Gebet sich zu Gott demütigt und zu dem sich Gott gnädig herabneigt und das Herz des Bauern mit seinem heiligen Geist in Strahlen erleuchtet, oder ob der Bauer, nunmehr klug geworden, selbst in der Bibel nach der Wahrheit forscht, oder ob er in derber Weise einem feisten Mönch ein Buch um die Ohren schlägt, oder ob er selbst als Verkünder des Wortes auftritt kraft Luthers Lehre vom allgemeinen Priestertum, — alle diese Bilder lassen ebenso wie die Flugschriftenliteratur auf das Deutlichste erkennen, welcher Wertschätzung sich der Bauernstand in der erwachenden Nation erfreute, und mit welchen Hoffnungen das damalige Deutschland auf den Bauern sah, der voll zuversichtlichen Glaubens in dem Reformator auch den Vertreter seiner Sache erblickte. Kein anderer Stand sollte in der ganzen Publizistik der beginnenden Reformation eine solch bevorzugte Stellung einnehmen wie der Bauernstand, dessen Bedeutung selbst bis in die Gelehrtenliteratur eingedrungen war.

Inwieweit dieser lebenswichtige Stand sich auch in der darstellenden Kunst der Reformation die gebührende Achtung erworben hat, zeigt am trefflichsten ein Schnitt des Hans Weiditz auf: die symbolische Darstellung der Stände (Abbildung 4), wohl eines der interessantesten Bilder aus dieser Zeit. In der damals beliebten Art, Geschlechterstammbäume aufzuzeichnen, gibt Weiditz auch einen Stammbaum der Menschheit. Als unterster Stand, von allen anderen bedrückt, ist der Bauer gezeichnet. Stufenweise nehmen die Bürger, dann der Adel und die Geistlichkeit in den Zweigen des Baumes ihren Platz ein; über ihnen nunmehr fast

Inhalt zweierley predig- / rede in gemein in einer kurzten sumim begriffen.

3 hoch bitten nach mehren brygen
 Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen



Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen

Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen

Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen

Summa des Euangelischen Predigers.

In der Christ mecht und hie
 Der heilg. geist hat mich gelehrt
 Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen

Summa des Euangelischen Predigers.

Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen

Summa des Hebräischen Predigers.

Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen

Summa des Hebräischen Predigers.

Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen
 Das man sich nicht verhoffen

Abb. 3: Zweierlei Predigt, Holzschmitt von Georg Pencs

Aus Weisberg, Deutscher Einblatzt-Holzschmitt, Hugo Schmitt Verlag, München (Phot. Franz Koppel, Hamburg)

schon im Gipfel der Papst, der Kaiser und die Fürstlichkeiten; über allen diesen Ständen aber der Bauer, in der Krone des Baumes thronend, als höchster und wichtigster Vertreter der Menschheit. In selten klarer Form stellt Weiditz gerade den Bauersmann als den wichtigsten Vertreter aller Stände heraus, auf den sich alle anderen, selbst auch die Kirche gründen. Ein Beweis für die fast mystische Verherrlichung des Bauern, deren er sich in den Sturmjahren der Reformation erfreute.



Abb.: 4 Die Stände. Holzschnitt von Hans Weiditz
aus der Propyläen Weltgeschichte Bd. V, Propyläen-Verlag
(Phot. Franz Kompel, Hamburg)

Grundlegung und Gang des Luthertums in Deutschland.

Von Theodor Knolle, Hamburg

Luthertum ist nicht auf Deutschland beschränkt. Das Evangelium, um dessen Lauterkeit es im Luthertum geht, ist für alle Völker bestimmt. So hat sich das Luthertum mit jedem echten Volkstum verbinden können, im Umfange oft einheitlicher in den nordischen Ländern oder in volksdeutschen Gebieten jenseits der deutschen Staatsgrenzen als in Deutschland selbst, dem eine bekenntnismäßige Einheit nicht beschieden war. Und doch kann das Luthertum in Deutschland das besondere Aufmerken der Lutheraner, ja der evangelischen Christen der Welt beanspruchen, weil nun einmal nach Gottes Willen in der Geschichte seiner Kirche ein Deutscher, D. Martin Luther, der Vater der Erneuerung evangelischen Glaubens und Deutschland das Mutterland der Reformation geworden ist. Die Geschichte des Luthertums in Deutschland wird um dieses Ursprunges willen auch immer etwas Urbildliches haben und zwar in dem bleibenden Grund wie in dem geschichtlichen Gang des Luthertums.

Der bleibende Grund

Im Turmzimmer des schwarzen Klosters zu Wittenberg sinnt der Augustiner-
mönch, Bruder Martinus, Doktor der Heiligen Schrift und Professor der Theologie an der jungen Universität, Tag und Nacht über der Stelle, die der Apostel Paulus an die Römer geschrieben hat (1, 17) und die da handelt von der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, also von dem Menschen, der vor Gott bestehen kann. Es ist die Lebensfrage, die den jungen Studenten im grellen Lichte des Blitzes von Stotternheim in das Kloster zu Erfurt getrieben hat, die dem jungen Mönche klösterliche Zucht und Übung nicht beantwortet haben, die ihn nun ins Buch der Bücher zwingt, damit er sich aus Gottes Wort selber Antwort hole. Aber die Antwort ist niederschmetternd: „Gerechtigkeit“ klingt ihm aus den Psalmen und Paulusbriefen entgegen. Er haßt das Wort. Er hört die Forderung des richtenden Gottes heraus. Wer kann sie erfüllen? „Die Angst mich zu verzweifeln trieb, daß nichts denn Sterben bei mir blieb, zur Hölle mußte ich sinken.“ Aber

eben als tief Erschrockener, der Verzweiflung Preisgegebener läßt er nicht ab, den Schlüssel zum Verständnis der Gottesgerechtigkeit in der Bibel zu suchen. Da wird es ihm vom heiligen Geist eingegeben: Die Gerechtigkeit, die Gott fordert, ist in Jesus Christus erfüllt. In Ihm bietet sie Gott dem Glauben als Geschenk seiner Gnade an. „Der Gerechte wird seines Glaubens leben.“ In der Rechtfertigung allein aus Glauben hat Luther den Schlüssel zur Bibel gefunden. Die ganze Bibel bekommt ihm ein anderes Gesicht. Die Stelle des Paulus ist ihm die Pforte zum Paradies geworden. „Da war es mir, als wäre ich ganz von neuem geboren und durch geöffnete Türen in das Paradies eingetreten.“ Das ist das Urerlebnis Luthers an dem Wort Gottes: Die Versöhnung des Gewissens durch die Tat Gottes in Christo, die Erlösung des Lebens aus der Verzweiflung durch das Geschenk des Glaubens; allein um Christi willen, allein aus Gnaden, allein durch Glauben werden wir vor Gott gerecht. Dies Widerfahrnis des Glaubens im Lebendigwerden des Gotteswortes ist der Lebensgrund des Luthertums.

Luthers Reformation ist nichts anderes als die Sicherung dieses Lebensgrundes für die Kirche.

Jeder schlichte Christ muß Gottes Wort lesen und singen, hören und lernen, beten und bekennen. Darum muß die heilige Schrift aus der Ursprache in die Volkssprache übertragen werden. So entsteht die deutsche Bibel: In sechs Winterwochen 1521 auf 1522 auf der Wartburg aus einem Guß — ein Wunder der Eingebung und des Ausdrucks — Das Neue Testament Deutsch, in zwölf Jahren mühsamen Dolmetschens die ganze Heilige Schrift deutsch (1534). Aber auch darnach geht die Arbeit an der Bibelübersetzung unermüdlich weiter: Zu Luthers Lebzeiten kommen 377 Teil- und Ganzausgaben der deutschen Bibel heraus! Die Lutherbibel ist die Grundlage des Luthertums. Denn weil ihre Übersetzung einhellig das Ganze der Bibel auf Christum ausrichtet, ist sie die Auslegung, die für immer die Luther geschenkte Entdeckung der Rechtfertigung allein aus Glauben sicherstellt. Alle Versuche, sie zu ersetzen, sind fehlgeschlagen. Die Lutherbibel ist bis zum heutigen Tage des deutschen Volkes Bibel geblieben, nicht nur um ihres urdeutschen Gepräges willen, sondern auch vornehmlich wegen ihrer urevangelischen Ausprägung des Gotteswortes. Eben deswegen blieb Luthers Bibelübersetzung auch nicht auf Deutschland beschränkt. Sie bildete die Grundlage der Übersetzung in die Landessprachen in Dänemark und Schwe-

den, Island und Holland, Litauen und Polen, Slavonien und Ungarn. Manches Land dankt der Lutherbibel den Anfang seiner nationalen Literatur. Darüber hinaus geht dann durch die Jahrhunderte eine ungeheuere Wirkung. Wenn die Bibel bis heute in mehr als 300 Sprachen übersetzt ist und damit alle Bücher der Welt weit überstrahlt, dann ist das Luthers Tat zu danken. Er hat den Grund gelegt, daß wir Gottes Wort hören können „ein jeglicher in seiner Sprache, darinnen wir geboren sind“. Mußte Luther die falsche Einheit der abendländischen Christenheit zerstören, so hat er mit der Bibel der Volkssprache die wahre und weite Einheit der Christenheit in aller Welt begründet.

„Wers mit Ernst glaubet, der kanns nicht lassen, er muß fröhlich und mit Lust davon singen und sagen, daß es andere auch hören und herzukommen.“ Der Glaube muß Gottes Wort weitersagen, und weil es frohe Botschaft ist, fröhlich davon singen. So entstehen Luthers Lieder. 1523 erscheinen die ersten auf Flugblättern; als Kampflieder auf Markt und Straße gesungen, erstürmen sie ganze Städte für das Evangelium, als Gottes Wort in den Kirchen gesungen, erobern sie den Gottesdienst. Im Frühling des Glaubens singt die Wittenbergisch Nachtigall ein Lied nach dem anderen. Schon 1524 kommen Gesangbücher heraus, das beste von Luther selbst, der größte Teil von ihm selbst, zwei Drittel all seiner Lieder überhaupt. Das Wittenbergisch Gesangbüchlein gibt den Dreiklang für die Anlage lutherischer Gesangbücher an: Kirchenjahr, Kirchenkampf, Kirchenlehre. Luthers Lieder bieten bleibend den Grundakkord des lutherischen Gesangbuches und bilden immer die Grundnorm für alles weiter zuwachsende Liedergut. Und es wächst reichlich: Im Laufe der Jahrhunderte werden es 35 000 Lieder mit 16 000 Weisen. Luthers Lieder schlagen für alle Zeit den Grundton evangelischen Singens an: Sagen und Singen gehen zusammen, lauterer Gotteswort und echter Volkston. Sie lassen auch die Grundmelodie erklingen, die der Musik Heimatrecht im lutherischen Gottesdienst gibt. So hat der kurfürstliche Sangmeister Waltherr aus Torgau im ersten Luther-Gesangbuch dem Chor kunstvoll das Lied gesetzt. Er eröffnet die lange Reihe der lutherischen Kantoren, die dafür sorgten, daß die Musika allezeit bei der Kirchen bleibe, damit Gottes Wort durch süßen Gesang ins Herz hineingetrieben würde.

Im Herbst 1525 wird in der Pfarrkirche zu Wittenberg zum ersten Male „Deutsche Messe“ gehalten, die Ordnung lutherischen Gottesdienstes, die sich weitgehend an die Form der überlieferten „Römischen Messe“ anschließt,

inhaltlich aber etwas völlig anderes bietet. Die Römische Messe will das Opfer Christi Gott vergegenwärtigen, um die Verwirklichung des Wortes Gottes geht es im lutherischen Gottesdienst. In ihm soll nach Luther „nichts anderes geschehen, als daß unser lieber Herr selber mit uns rede durch sein heiliges Wort und wir wiederum mit ihm reden durch Gebet und Lobgesang“. Drum bildet die Predigt den einen festen Pol lutherischen Gottesdienstes. Denn sie dient ja der lebendigen Verkündigung des Gotteswortes. Und den anderen Pol bildet das heilige Abendmahl mit dem Testament Christi, seiner Verheißung der Vergebung der Sünden und deren Versiegelung und Verpfändung in Leib und Blut des Herrn. Wort und Sakrament gehören zusammen. In ihnen bietet Gott im Glauben die Rechtfertigung aus Gnaden an. Gebet und Gesang sind antwortender Lobpreis für diese Gabe des gegenwärtigen Herrn. Diese Gottesdienstordnung ist — wenn auch mit Abänderung im einzelnen — die Grundform des Gottesdienstes im Luthertum geworden.

Anfang 1529 konnte man bei den Buchführern für je einen Pfennig drei Tafeln kaufen, auf denen die zehn Gebote, der Glaube und das Vaterunser mit Erklärungen standen. Das war der Anfang des Kleinen Katechismus. In Buchform ist er zuerst von Bugenhagen in Hamburg in niederdeutscher Sprache, im Mai dann von Luther vollständig und hochdeutsch herausgegeben. Er ist für Kinder und Haus bestimmt. Der Große Katechismus, im Mai 1529 erschienen, aus jahrelangen Predigten entstanden, ist ein Handbuch der lutherischen Lehre für die Pfarrherren. Gottes Wort muß gelehrt werden. Der Katechismus ist „eine Laienbibel, darin der ganze Inhalt christlicher Lehre, so einem jeden Christen zur Seligkeit zu wissen nötig, begriffen ist“. Er ist die knappste und klarste Lehrmethode des Glaubens, nach Leopold v. Ranke Zeugnis „ebenso kindlich wie tief sinnig, so faßlich wie unergründlich, einfach und erhaben“. Er hat sofort einen Siegeszug durch die Sprachen und Länder Europas angetreten und ist das Lehrbuch des Luthertums für Haus, Schule und Kirche in aller Welt bis auf den heutigen Tag.

Am 25. Juni 1530 las in der Kapitelstube der bischöflichen Pfalz in Augsburg der sächsische Kanzler Beier vor den Notabeln des Reichs mit dem Kaiser an der Spitze und vor dem im Hof versammelten Volk die Confessio oder das Bekenntnis des Glaubens vor, das seither Confessio Augustana oder, Augsburgerisches Bekenntnis heißt. Der Kaiser hatte der Länder Gutachten

und Meinung in Sachen des Glaubensstreites eingefordert. Melanchthon faßte jahrelange Vorarbeiten der Evangelischen in 21 Artikeln der Lehre und sieben Artikeln von den Bräuchen zusammen, aber die Fürsten und Bürgermeister unterschrieben und gaben Rechenschaft, wie die Pfarrer in ihren Landen, Fürstentümern, Herrschaften, Städten und Gebieten auf Grund der göttlichen heiligen Schrift predigen und lehren. Es ist die öffentliche, vor Kaiser und Reich bezeugte und für ihre Lande bekräftigte Einmütigkeit des Glaubens, die hier bekannt wird. In diesem Bekenntnis wird die lutherische Bewegung vor der Welt zur Kirche. Sie hat keine Verfassung und keine Synode, aber sie hat ihr Bekenntnis. So ist die Kirche des Luthertums geworden, so muß überall und alle Zeit lutherische Kirche Kirche des Augsburgischen Bekenntnisses sein. Denn dies Bekenntnis ist, wie unsere Väter wußten, „aus Gottes Wort genommen und darinnen fest und wohl begründet“.

Was so in der deutschen Reformation in noch nicht zwei Jahrzehnten von Luthers Wiederentdeckung des Evangeliums in der Klosterzelle bis hin zum Reichstag erstand, ist das bleibende Fundament des Luthertums für die Jahrhunderte geworden. Bibel und Gesangbuch, Gottesdienst des Wortes und Sakramentes, Katechismus und Bekenntnis, das sind die Pfeiler, auf denen das Luthertum ruht, Pfeiler, die keine andere Aufgabe haben, als den Grund der Kirche zu sichern, das Wort Gottes von der Rechtfertigung allein aus Glauben.

Der geschichtliche Gang

Die erste Epoche des Luthertums stößt mit dem letzten Versuch, ein Weltreich zu bilden, zusammen. Kaiser Karl V. will die Universalmonarchie. Er braucht für diesen Einheitsstaat die Einheitsreligion. Die Durchbrechung der mittelalterlichen Glaubenseinheit kann er nicht dulden. Der Einsatz für den alten Glauben ist Mittel seiner Politik. Luther hat demgegenüber den Kampf für das Evangelium von aller Politik freigehalten. Er hat den Angriff zur Ausbreitung des Wortes allein mit der Waffe des Wortes geführt. „Durch's Wort ist die Kirche gegründet, durchs Wort wird sie erneuert, durchs Wort wird sie auch erhalten.“ So hat er die Schwertgewalt der Ritter abgelehnt, so hat er der Bauernrevolution verwehrt, das Evangelium für sich in Anspruch zu nehmen. So widerstand er allen Versuchen der politischen Köpfe im evangelischen Lager, Bekenntniseinigung aus Gründen der Machtstärkung herbeizuführen. Diese

lutherische Haltung, den Glauben nicht mit politischen Mitteln auszubreiten, sondern ihn nur gegen politische Vergewaltigung zu verteidigen, fand ihren klaren Ausdruck in der Protestation von Speier. Die Lutheraner sind Protestanten, werden aber niemals Rebellen.

Nach Luthers Tode hatte das Luthertum die Feuerprobe gegenüber kaiserlicher Politik zu bestehen. Im Schmalkaldischen Krieg wollte Karl V. mit dem Vorgehen nicht gegen die Religion, sondern gegen den Ungehorsam der Rebellen zu kämpfen, das Luthertum vernichten. Auf dem Schlachtfeld wurden die lutherischen Fürsten besiegt, aber der politisch geschlagene Kurfürst von Sachsen, Johann Friedrich, gewinnt durch seine Bekenntnistreue in der Gefangenschaft dem Glauben Siege. „Gottes Wort hab ich bekannt, darum verlor ich Leut und Land.“ —

Eine schlimmere Versuchung war das Bemühen des Kaisers, auf dem Wege der Religionsausgleichung einen Einheitsglauben in deutschen Landen herzustellen. Das Augsburger Interim von 1548 sollte eine neue Konfession schaffen, die für beide Religionsparteien verbindlich wäre. Da zeigte es sich, daß das Luthertum im Herzen des Volkes wurzelte. Ob auch mancher Theologe nachgeben wollte, die Gemeinden und ihre Prediger mißtrauten dem „heuchlerischen und glattstreichenden Käzlein Interim“ und wollten lieber sterben und verderben, als der reinen Lehre untreu werden. Massenhaft vertrieben, wurden Pastoren tapfere Zeugen des Glaubens. Diese Kräfte sind es gewesen, die — neben allen politischen Entwicklungen — des Kaisers Glaubenspolitik zum Scheitern brachten. Er entsagte dem Thron und ging ins Kloster. Den Lutheranern aber wurde im Augsburger Religionsfrieden von 1555 die Gleichberechtigung als Reichsrecht zuerkannt. Die Alleinherrschaft der Papstkirche im deutschen Reich war zu Ende. Das Luthertum konnte in seinen Landen seines Glaubens leben. Die ihm zugestandenen Gebiete umfaßten zwar nicht den ganzen Umfang seiner Ausbreitung. Aber es war doch der größte Teil Deutschlands ihm zugehörig.

Das zweite Zeitalter des Luthertums umschließt das Jahrhundert zwischen dem Augsburger Religionsfrieden und dem Westfälischen Frieden von 1648. Es ist die Zeit des großen römischen Gegenstoßes. Wieder hat die Führung ein Spanier. 1521 verschreibt sich ein baskischer Offizier, dessen Laufbahn durch eine schwere Verwundung ein Ende gefunden hat, in unbedingter Hingabe der Kirche. Ignatius von Loyola verbindet spanische Mystik mit dem spanischen

Soldatengeist der Welteroberung. 1540 bekommt sein Heer, die Gesellschaft Jesu, die Anerkennung von der „Regierung der streitenden Kirche“, wie der Anfang der Bestätigungsbulle des Papstes bezeichnenderweise lautet. Spanischer Nationalismus geht auf im Universalismus Roms. Der Orden wurde der Kampftrupp der Kirche, die ihre Kräfte reinigte und rüstete und auf dem Konzil von Trient zu neuer Stoßkraft in Lehre und Verfassung und zu kämpferischer Schlagfertigkeit in Führung und Disziplin zusammenfaßte. Gewaltig und imponierend die geistig-geistliche, kirchlich-organisatorische Erneuerung römisch-katholischen Geistes, wirksam aber erst im engen Zusammenspiel mit den politischen Gewalten, deren Führung in Spanien lag.

Was hatte das Luthertum dieser religiös-politischen Macht entgegenzustellen? Jedenfalls nichts Ähnliches: weder Einheit einer kirchlichen Organisation noch die eines politischen Willens. Beides finden wir wohl bei der Kirche des westeuropäischen Protestantismus. Ihr hatte der Franzose Jean Calvin den romanischen Zug zur Organisation, zur Festigkeit des Willens eingestiftet. Sie setzt zur Ehre der Majestät Gottes zielbewußtes Handeln in den politischen Weltkampf ein. Calvin ist der Gegenspieler Loyolas. Aber das Luthertum?

Obschon der Siegeszug der lutherischen Lehre auch in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts anhielt und in das geistige Leben der Nation tief eingedrungen war, ist doch das Luthertum am Ende des Jahrhunderts in die Abwehr gedrängt. Ein Drittel Deutschlands ist dem Katholizismus zurückgewonnen. Das Luthertum verzehrt scheinbar seine Kraft im Streite um die rechte Deutung des lutherischen Erbes. Melancthon verlor die Führung der Evangelischen und wurde das Haupt einer Schule, der die strengen Lutheraner Veränderung und Erweichung der Lehre Luthers vorwarfen. Um Gesetz und Werke, Erbsünde und Abendmahl wurde gestritten. Aber war das wirklich nur ein engstirniges Theologengezänk, das über Dogmenstreit die Todesbedrohung des Protestantismus aus den Augen verlor? Oder ging es eben nicht doch um den Artikel, „von dem man nicht weichen oder nachgeben kann, es falle Himmel oder Erde oder was nicht bleiben will“, den Artikel von der Rechtfertigung aus Glauben? Ja, das Wüten der Theologen mag manchmal schlimm gewesen sein, aber sie eiferten um das Fundament der Kirche, das Luther wieder hergestellt hatte. In zitternder Sorge spürten sie, daß Nachgiebigkeit im Kernpunkte des Glaubens ihnen den festen Boden unter den Füßen entzog. Aus diesem innersten Anliegen muß man

die im einzelnen oft unerfreulichen Kämpfe verstehen. Wie recht sie hatten, zeigt die Tatsache, daß die Erweichung lutherischer Glaubenshärte dem Calvinismus die Türen öffnete und schließlich ganze Länder dem Luthertum verloren gingen: Kurpfalz, Bremen, Anhalt, Hessen-Kassel, Lippe-Deilmold, Brandenburg. Die konfessionelle Spaltung im deutschen Protestantismus entstand nicht infolge des Starrsinns der Lutheraner, sondern infolge nachgiebiger Vermittlung. Gleichzeitig aber hat das Luthertum aus diesen Streitigkeiten den Weg zur Einigung gesucht und in der Eintrachtsformel gefunden, die 50 Jahre nach der Augsburgerischen Konfession im Konkordienbuch mit den Bekenntnissen der alten Kirche, der Augustana und der Apologie, den Schmalkaldischen Artikeln und Luthers beiden Katechismen als Bekenntnisgrundlage der lutherischen Kirche zusammengefaßt wurde. Einheit in lutherischer Lehre und lutherischem Bekenntnis, das war die Einheitsfront, mit der das Luthertum den Stoß der Gegenreformation auffing.

Und es hatte seine Kraft zu bewahren, als die Katastrophe des Dreißigjährigen Krieges über Deutschland hereinbrach. Zwar war dieser Krieg nicht eigentlich ein Glaubenskrieg, wenn er auch kirchlichen Anlaß hatte und von den konfessionellen Gegensätzen durchzogen war. Aber Deutschland wurde das Opfer jener großen Entscheidung, in der die habsburg-spanische Macht- und Weltpolitik von den europäischen Staaten bekämpft wurde. Spanien aber war mit den Kräften der Gegenreformation verbunden. So schlug man die „Lärmtrommel des heiligen Krieges“. So richtete sich der Kampf gegen den Protestantismus. Und es sah zeitweise so aus, als ob die politische Gewalt den Sieg davontragen sollte. Das war damals, als Magdeburg, „unseres Herrgotts Kanzlei“, gefallen war. Aber schon landet „der Löwe aus Norden“, der lutherische Schwedenkönig Gustav Adolf, am Hundertjahrstage der Augsburgerischen Konfession in Deutschland, und seine Siege retten den Protestantismus vor der politischen Vernichtung. Doch es ist, als solle die Sache des Luthertums nicht durch Waffengewalt bestehen: Der König fällt in der Schlacht bei Lützen. Der Krieg enthüllt nun immer mehr seine politischen Hintergründe. Katholiken und Protestanten kämpfen zusammen gegen den Kaiser. Der Krieg führt nicht zum gewünschten Ziel. Zwar wird der Protestantismus in Osterreich preisgegeben, aber der Friedensschluß sichert den protestantischen Besitz in Nord- und Mitteldeutschland, er bestätigt die konfessionelle Gleichberechtigung des Augsburger Religionsfriedens und dehnt ihn auf die Reformierten aus. Das Luthertum hat politisch ge-

sehen weder gesiegt noch verloren, aber es hat dem deutschen Volke die Kraft gegeben, die schreckliche Zerstörung dieses Krieges auszuhalten und zu verwinden, ohne daß es darüber zugrunde ging. Die Männer, die sich zu Hunderten lieber von Amt und Heimat hatten vertreiben lassen, als die Wahrheit zu verleugnen, hatten den Pfarrerstand zu Tapferkeit und Treue gehärtet. Solche Kräfte konnten nun in namenlosem Leid und Elend eingesetzt werden. Die Pastoren halten nicht nur selbst aus, sie halten aller Verwüstung und Verarmung zum Trotz ihre Gemeinden zusammen. Sie geben ihnen in Gottes Wort und Lied Glaubenstrotz und Glaubenstrost. Auch in zerstörten Häusern und ausgebrannten Hütten tut die Lutherbibel ihren Dienst, weil sie durch ein Jahrhundert im deutschen Herzen heimisch geworden ist. Und mitten in der Grausamkeit des Krieges und zwischen den rauchenden Trümmern blühen zarte Trostblumen in vielen Liedern auf. Nicht so kraftvoll und freudig wie in Luthers Zeit, aber innig und sehnsuchtsvoll singen sie Heilandstrost und Himmelsglauben in Leiden und Sterben dieses gequälten Geschlechtes hinein. Der Stoß, der das Luthertum vernichten sollte, hat nicht zum Ziel geführt. Es hat den Waffengang des Glaubens mit dem Worte Gottes bestanden, ist in Ernst und Treue erstarkt. Das Luthertum ist der treueste Bundesgenosse der deutschen Seele in deren schwerer Schicksalsstunde geworden.

Die Aufgabe nach dem Kriege war nicht weniger ernst. Der Krieg hatte der Volkskraft, der Wirtschaft, der Sittlichkeit, der Kultur furchtbare Wunden geschlagen. Da galt es, die Wunden zu verbinden, den Volkskörper wieder zu heilen, ihm Kräfte der Gesundung zuzuführen, in Fucht und Sitte, Geist und Gemüt, Handel und Wandel, Land und Staat. Wie hat sich das Luthertum in dieser Lage verhalten? Man sagt, es sei zur toten Orthodorie erstarrt. Und gewiß, das Luthertum hat auch in dieser Zeit den Kampf um Rechtgläubigkeit und reine Lehre weitergeführt. Treten doch die Kräfte bereits ans Licht, die die Geisteswelt des Abendlandes außerhalb der Welt des Glaubens selbständig aufzubauen trachten: das Naturrecht ändert die Staatsauffassung, die mathematisch-mechanische Naturwissenschaft das Weltbild, die Philosophie des Zweifels das Denken. Sollte das Luthertum dem untätig zusehen? Mußte es nicht gerade, weil es ihm um die Seele des Volkes und die innere Festigung ging, den rechten Glauben auf festem Grunde des Bekenntnisses und in tragfähigem Gerüst klarer Lehre bieten? Gewiß, diese Lehrbauten waren oft hölzern und knöchern, sie bauten manchen falschen Stein mit ein und liefen sich in falscher Zuspitzung menschlicher Folge-

rungen aus. Aber sie taten doch ihren Dienst, das Ganze lutherischen Glaubensgefüges zusammenzuhalten. Doch in dieser Scholastik ging das Luthertum wahrlich nicht auf. Es war sich der großen Aufgabe der Erziehung bewußt, die der eingerissenen Unwissenheit und Zuchtlosigkeit wehren mußte. Jetzt erwies sich Luthers Katechismus als echtes Mittel glaubensgemäßer Volkserziehung auf der Kirchenkanzel und dem Schulkatheder. Lutheraner wie Herzog Ernst von Gotha, v. Seckendorf, Moscherosch sind es, die in Wort und Tat das Schulwesen erneuern. Herzog Ernst begründet die staatliche Volksschule in Deutschland. Und welch warmes Herz hinter dem Brustpanzer der streitbaren Orthodoxie schlug, spürt man, wenn man dem reichquellenden Lied dieser Zeit lauscht. Welche gemütswarmer Freude an des großen Gottes Wundertun klingt aus Paul Gerhards Liedern! In Haus und Garten, in Volk und Kirche, am Morgen und Abend, vor dem Kreuzbilde und dem Osterhelden führt neben Luther seither Paul Gerhardt das fromme Singen unseres Volkes an. Und dieser Mann war orthodoxer Streittheologe, der um des Bekenntnisses willen von seiner Berliner Kanzel weichen mußte. Und der kurfürstliche Kapellmeister zu Dresden, Heinrich Schütz, schuf seine besten Werke biblischer Deutung, als er in Hamburg die Kraft des mit Gottes Wort streitbaren Luthertums kennengelernt hatte. Und schließlich Joh. Seb. Bach, der Großmeister der Orgel, der Motette, Kantate und Passion: Seine Kunst wurzelt in Bibel und Choral, Kirche und Gottesdienst des Luthertums der Orthodoxie. Mit ihr hält er es, ihre Erbauungsbücher und Streitschriften füllen seine Bücherei. Aus der reinen Lehre des Luthertums ist auch im Zeitalter der Orthodoxie dem deutschen Volke reichstes Leben zugeströmt.

Aber freilich, die Orthodoxie kann auf die Dauer den neuen Zeitströmungen das Wasser nicht abgraben. Sie selbst hatte doch weithin den Atem des lebendigen Gotteswortes aus ihrem Lehrsystem entlassen. Das Wunder der Offenbarung sollte der Vernunft einleuchten. Das Vernunftdenken aber verzichtete auf Offenbarung und verlangte kraft eigener Vollmacht nach Aufklärung. Es fand sie, bald wie in England in einer natürlichen Religion, bald wie in Frankreich, im Wörterbuch der Zeitbildung. Es hat etwas Tragisches, wie der Hamburger Johann Melchior Goeze im Kampf mit dem größten Genius seiner Zeit, G. E. Lessing, den Offenbarungsglauben gegen die Vernunftreligion verteidigt, wie aber die Zeit, schon ganz und gar dem Neuen aufgeschlossen, über Goeze mit Hohn und Spott hinweggeht. Der Versuch des Pietismus, den „Kopf wieder ins Herz“

zu bringen, statt der Lehre das Leben der Bekehrung und der Praxis zu betonen, konnte darum den Zug der Zeit nicht aufhalten. Es ging eben doch auch um das rechte Denken. Der Rationalismus siegte und brachte mit der Vernunftreligion den Abfall von der offenbarten Wahrheit Gottes in Kirche und Volk. Das Luthertum hat zwar auch hier noch Dienste geleistet. Es hat den Pietismus eines Spener und Francke, auch eines Zinzendorf noch im Zusammenhang mit der Lehre der Rechtfertigung erhalten. Und es hat den deutschen Rationalismus vor den freidenkerischen und freigeistigen Auswüchsen der Aufklärung bewahrt.

Unter dem Aschenregen des Rationalismus liegt die evangelische Kirche begraben, während die Philosophie und Dichtung des deutschen Idealismus in hellem Lichtglanz aufstrahlen. Vom echten Luthertum spüren diese Denker und Dichter nichts mehr. Pietistische und rationalistische Frömmigkeit kann ihr Glaubensleben nicht nähren. So gehen sie ihren eigenen Weg. Kirche und Bildung treten auseinander. Nur einer ist es, dem Luthers Schriften, lutherische Bibel und lutherisches Gesangbuch geistige Nährmütter bleiben, der Magus des Nordens, Hamann. Ihm sind Christentum und Luthertum, biblisches Evangelium und reformatorische Botschaft eins. Aber er bleibt einsam. Die Erweckung der Kirche aus ihrem Todesschlaf kommt auf anderem Wege. Das fromme Erleben der Freiheitskriege, die Erlebnistheologie Schleiermachers, die romantische Dichtung bereiten den Boden, in dem nun zunächst aus der Überwinterung pietistisch erwärmte Frömmigkeit durchbricht. Ein Frühlingshauch neuen Lebens zieht durch das deutsche Land. Die Tatsache des Lebens erscheint wichtiger als die Art des Lebens. Der Unterschied der Konfessionen dünkt überflüssig. Schon führt zum Reformationsjubiläum 1817 Friedrich Wilhelm III. die Union in Preußen ein; Nassau, Pfalz, Kur- und Rhein-Hessen, Baden, Waldeck, Anhalt folgen. In einem großen Teil Deutschlands hat das Luthertum den Charakter als Kirche verloren und sollte Gruppe oder Gesinnung werden. Die tapfere Schar, die sich dem Unions-Zwang nicht beugte und die Evangelisch-lutherische Kirche in Preußen begründete, war klein. Claus Harms, der 1817 in seinen reformatorischen Thesen die Herrlichkeit der lutherischen Kirche pries, schien das Ohr der Zeit nicht zu haben. Aber bald wacht doch inmitten der Erweckung das Luthertum zur Erneuerung auf. Luther wird wieder gelesen. Die Bekenntnisschriften werden wieder entdeckt. Die Lieder der lutherischen Väter kommen wieder ins Gesangbuch. Der lutherische Gottesdienst gewinnt wieder Form und Klang. Es geht wie ein

staunendes Verwundern durch diese Jahrzehnte: Die lutherische Kirche ist nicht tot, sie lebt auch heute. Der hannoversche Legationsrat von Arnswaldt schreibt 1848: „Die deutsche Volkskirche ist die lutherische Kirche und dieses ist die Kirche, die mit dem deutschen Volk dreihundert Jahre gelebt, geliebt, gesungen, gedacht, sich gefreut und gelitten hat.“ Lutheraner wie Harleß und Löhe in Bayern, Luthardt in Sachsen, Petri und Ludwig Harms in Hannover, Alieboth in Mecklenburg gaben ihren Kirchen feste lutherische Prägung. Diese Erneuerung des Lutherthums war nicht nur Restauration, sondern neues Leben. Das beweisen die neuen Kräfte, die das Luthertum entfaltet: In den Sonntagsschulen des Lutheraners Kautenberg in Hamburg und dem Rauhen Hause seines Schülers Wichern, in Löhes Diakonissen-Anstalt in Neuendettelsau, im Lutherischen Gotteskasten Petris zur Versorgung der Lutheraner in der Diaspora, in der Heidenmission, die von Sachsen, Franken, Hannover ausgeht.

Dennoch — das Neuluthertum vermag den Wahn eines Fortschritts Glaubens nicht zu bannen, der unter der Nachwirkung der Aufklärung und unter dem Eindruck des Eroberungszuges der Technik das 19. Jahrhundert beherrscht. Mag sein, daß die romantischen Jüge, von denen das Neuluthertum nicht frei ist, den vollen Griff in das industrielle Zeitalter hinein verwehrten. Zwischen dem optimistischen Diesseitsglauben, der die Dervollkommnung des Menschengeschlechtes auf dieser Erde erwartet, und dem Luthertum, das um die Sünde der Menschheit weiß und das Heil allein von dem überweltlichen Herrn der Kirche erwartet, ist die Kluft zu groß, als daß hier in einem ersten Vorstoß die Entwicklung von Jahrhunderten zum Stillstand gebracht werden könnte. Aber inzwischen ist die innerweltliche Fortschrittsreligion aufs Schwerste erschüttert worden. Das mechanische und materielle Denken ist in der Auflösung begriffen. In Krieg und Nachkriegszeit sind wir in eine harte Schule genommen, in der die Träume von der Selbsterherrlichkeit des Ich und von der Beglückung der Völker wie Seifenblasen vergingen. Im Dritten deutschen Reich ist in letzter Stunde das Steuer herumgelegt, weil der Führer erkannte, daß das Schiff seines Volkes auf dem bisherigen Wege in den Abgrund des Bolschewismus und damit der vollendeten Gottlosigkeit fuhr. Nun ist wieder dem Luthertum die Frage gestellt, ob es die Stunde erkennt und dem Auftrag seines himmlischen Herrn im deutschen Volke die Kirche der reinen Lehre und des echten Bekenntnisses baut. Uns ist, als wäre es eine letzte Entscheidung, in die wir gerufen sind. Aber wir sind dankbar, daß Gott vor-

gesorgt hat. Luther ist seit Jahrzehnten wieder lebendig geworden, Luther-Forschung hat uns neuen Einblick in sein Werden und Werk geschenkt. Aber dabei ist es nicht geblieben: Seine Lehre hat sich mächtig erwiesen, hat die Theologie in ihre Bahn gezwungen und die Irrlehre auf Lehrstühlen und Kanzeln überwunden. Luther hat noch einmal seine Sendung an uns als Lehrer. Und zwar als Lehrer, der auf unsere Lebensfrage antwortet, die wir heute brennender denn je empfinden. Unter dem Gericht des Weltkrieges, unter dem Grauen der Nachkriegszeit, in dem Ringen der Gegenwart ist die Frage nach dem gnädigen Gott wieder unsere Frage. Das Luthertum soll und kann die Antwort geben aus der Offenbarung des Gottes, der allein in Christo, allein aus Gnade, allein durch Glauben rechtfertigt. Zu dieser Verjüngung auf dem bleibenden Lebensgrunde der Reformation ist das Luthertum Deutschlands in der Gegenwart gefordert.

Glaubenswechsel in Wittenberg 1635.

(Ein Beitrag zur Geschichte des Luthertums)

Von Heinrich Heubner, Wittenberg

Am 10. Sonntag nach Trinitatis des Jahres 1635 war der Gottesdienst in der Stadtkirche der Lutherstadt Wittenberg ungewöhnlich stark besucht; man sah auch viele Leute, die sonst kaum in die Kirche kamen. Freilich war es eine Angelegenheit, die das größte Aufsehen machte: Der italienische Graf D. Franciscus de Albani, Vetter des Papstes Clemens XI., der auch ein Graf Albani war, — Angehöriger eines Geschlechtes, aus dem eine ganze Reihe von Kardinälen und hohen Würdenträgern der römisch-katholischen Kirche hervorgegangen war — jahrelang Karmelitermönch in Rom —, Begleiter eines apostolischen Nuntius in den böhmischen Krieg und Augenzeuge der Schlacht am Weißen Berg bei Prag (1620) — endlich eifriger Gehilfe der Gegenreformation in dem unglücklichen Böhmen und katholischer Pfarrer in St. Joachimstal —, dieser Mann wollte öffentlich mit einer „Revocations- und Confessionspredigt“, also einer Widerruf- und Bekenntnispredigt dem römisch-katholischen Bekenntnis entsagen und ein Bekenntnis zu Luthers Lehre ablegen.

Wie kam dieser hochgeborene Mann dazu, was für eine Bewandnis hatte es mit ihm und seinem Geschlecht?

Der Kardinal von Alexandria, Michael Chislieri, der spätere Papst Pius V., hat eine „gründliche Beschreibung der Familie Albani“ verfaßt. Danach bestand sie aus zwei Linien. Die eine lebte in Urbino in Umbrien; aus ihr ging der Papst Clemens XI., der Vetter unseres D. Franciscus Albani, hervor. Die andere Linie wohnte in Bergamo n. ö. Mailand, am Fuß der Alpen. Diesem Bergamaster Zweig gehört der berühmte Kardinal Johannes Hieronymus, Graf von Albani an. Sein Vater, Graf Franciscus Albani, hatte ihn sorgfältig in den studiis humanioribus, dem iure civili et canonico bilden lassen, so daß er später auf diesen Wissenschaftsgebieten als Autorität galt; ebenso sorgfältig wurde er aber auch im Waffenhandwerk ausgebildet. — Übrigens waren seine Knabenjahre sehr bitter, weil seine Eltern wegen des Verdachtes, einen Verwandten, Jacobus de Albani, ermordet zu haben, bis zu seinem zehnten Lebensjahr im Kerker schmachteten und erst 1519, als sich ihre Unschuld herausstellte, aus der Haft entlassen wurden. Während der Gefangenschaft der Eltern war der junge Graf von den Jesuiten erzogen und mit dem ganzen Glaubenseifer und Ketzerhaß der Gesellschaft Jesu erfüllt worden; zunächst aber wurde er Soldat, focht tapfer im Dienst der Republik Venedig und wurde von dieser mit dem Posten eines Gouverneurs über Bergamo belohnt. Auch um das Zustandekommen der Seeschlacht von Lepanto gegen die Türken (1571) hat er sich Verdienste erworben. Aber als Gouverneur hat er auch, erfüllt von fanatischem Glaubenseifer, seine furchtbare Rolle als Ketzerichter zu spielen begonnen; viele Tausende unglücklicher Protestanten im Venetianischen und später in Spanien wurden die Opfer seiner Glaubenswut, ja er verschonte sogar die nächsten Verwandten nicht, wenn sie sich der Ketzerei verdächtig machten. Daher zog er bald die Aufmerksamkeit des blutigen Inquisitors im Venetianischen, des schon erwähnten Kardinals Chislieri, auf sich, der als Papst Pius V. i. J. 1570 den Grafen nach dem Tode von dessen Frau nach Rom berief und ihn zum Kardinal ernannte. Als solcher ist er, hochangesehen in der römischen Kirche, am 25. April 1591 mit 82 Jahren gestorben.¹⁾

¹⁾ De immunitate ecclesiarum 1553 (= Von der Gerichts- und Steuerfreiheit der Kirchen).
2. De potestate papae concilii, Lyon 1558 (= Von der Gewalt des Papstes und des Konzils).
3. De donatione Constantini (= Von der Schenkung des [Kaisers] Konstantin, d. h. der Begründung des Kirchenstaates).

Der Urenkel dieses Kardinals Grafen Johannes Hieronymus von Albani nun (über dessen Sohn Johannes Baptista und Enkel Jacobus de Albani) ist unser D. Franciscus Graf von Albani oder, wie er sich nach seinem Übertritt 1635 nannte, D. Franciscus Albanus. — Sein Vater Graf Jacobus de Albani und Oheim Graf Marc Antonius de Albani waren (doch wohl wegen der furchtbaren Glaubensverfolgungen im Gebiet der Republik Venedig, an denen ja der eigene Großvater so verhängnisvoll beteiligt war) aus Bergamo nach Deutschland geflohen; der Vater Jacob war mit seiner Familie in das Herzogtum Jülich-Cleve geflüchtet; sein Sohn Franciscus wird als Vangio, d. h. als gebürtig aus der alten Reichsstadt Worms bezeichnet. — Ob Franciscus zufällig in Worms das Licht der Welt erblickt hat oder ob der Vater Jacobus vom Herzogtum Cleve dorthin verzogen war, läßt sich noch nicht feststellen. — Aus seiner Revolutionspredigt vom Jahre 1635, wie aus seinen Schriften erfahren wir nun von ihm selbst folgendes: Er hat als Knabe und Jüngling jahrelang das streng katholische Ritterstift Sanct Alban bei Mainz besucht, das nur adlige Jöglinge aufnahm, die ihren Adel bis ins fünfte Glied zurückverfolgen konnten, und hat hier Theologie studiert; das Wappen dieses Stiftes, das von dem heiligen Albanus, einem Mainzer Märtyrer, begründet worden war, zeigte als Wappentier einen Esel; danach wurden die Jöglinge in Rom spottweise „deutsche Esel“ genannt, und unser D. Franciscus bezeichnet sich, sich selbst ironisierend, oft ebenso. — 1618 reiste er zur Vollendung seiner theologischen Studien nach Rom und trat in das bekannte „Collegium Germanicum“ ein, „damit er einst der Pöbstlichen Kirchen in seinem lieben Vaterlande (= Deutschland) könnte nütz sein“; aber „eben an diesem Orte, da die Pöbstlichen Janitscharen erzogen werden, habe das Licht der göttlichen Wahrheit, wie wohl von weitem und sehr dunkel seinem Herzen zu scheinen angefangen“; es habe ihm gar nicht gefallen die große Pracht und Hoffart des Römischen Papstes, der Übermut und die große Uppigkeit der Kardinäle und Prälaten, der Kauf aller Ämter in Rom für teures Geld, das Verbot, die Heilige Schrift zu lesen (obwohl letzteres etwas gemildert worden wäre); nach einigen schlimmen Erfahrungen sei er dann in den Mönchsorden der Karmeliter eingetreten, in dem der Pater Dominicus a Jesu Maria aus Spanien eine große Rolle als „Heiliger“ gespielt habe. Dieser Pater Dominicus habe schon in jungen Jahren, als er in Spanien in ein Karmeliterkloster eingetreten wäre, sehr bald eine solche Aufmerksamkeit erregt, daß ihn sogar der König Philipp II. von Spa-

nien mit seinen Bränden im Kloster besucht habe. — Dominicus wurde nun vom Papst Paul V. 1620 vor der Schlacht am Weißen Berge als Legatus Apostolicus auf den böhmischen Kriegsschauplatz geschickt und ihm, da er der deutschen Sprache nicht mächtig war, Franciscus Albanus als Helfer mitgegeben; der Pater durfte im Namen des Papstes große Indulgenzien und Ablassse austheilen. In München, wo er sich dem Herzog Maximilian, dem Haupt der Liga, vorstellen sollte, wurde er als päpstlicher Legat mit großen Ehren empfangen, desgleichen beim bayrischen Heer in Böhmen, das er durch Ertheilung des Ablasses zum höchsten Kampfesfeuer entflamnte. Eine Rolle spielt auch ein Altarbild aus einer kleinen Dorfkirche in der Nähe des Städtchens Pisek, das die heilige Familie darstellte; den heiligen Personen waren von einem wilden Mansfeldischen Soldaten die Augen ausgestochen worden; Pater Dominicus nahm das Bild mit sich, zeigte es dem Herzog Maximilian von Bayern mit den Worten „In hoc signo vinces“ = „in diesem Zeichen wirst du siegen“. In der der Schlacht vorausgehenden Sitzung des Kriegsrates der ligistisch-kaiserlichen Heerführer war die Meinung, ob man das protestantisch-böhmische Heer in seiner vorteilhaften Stellung angreifen solle oder nicht, geteilt; aber der Pater Dominicus, der sich, obwohl nicht gefragt, in bescheidener Weise zum Wort gemeldet hatte, gewann durch eine feurige und leidenschaftliche Ansprache alle, auch die Schwankenden, für den Angriff. Als im ersten Teil der Schlacht am Weißen Berg die ligistisch-kaiserlichen Truppen ins Wanken kamen, hielt der Pater dem Herzog das Bild vor: „Jetzt ist es gut, folgt diesem Cornet nach, dieses wird Euch anweisen, gegen diesen werden die Feinde keineswegs stehen können“; damit ging der mutige Pater selbst gegen den Feind vor, der Oberst Kratz griff mit einigen Kompagnien stürmisch an; es gelang, den Feind bis zu seinen Geschützen zurückzutreiben, diese theils gegen ihn selbst zu richten, theils zu vernageln: der Sieg fiel den Ligisten und den Kaiserlichen Truppen zu.

Aber Dank für ihre Tätigkeit erntete weder Pater Dominicus, der in feierlicher Prozession die böhmische Siegesfahne — eben jenes auf Leinwand gemalte Altarbild — dem Papste übergab, noch D. Franciscus Albanus, wie dieser uns voll Erbitterung berichtet; beide hatten viele Weider und persönliche Gegner in der heiligen Stadt. Dominicus gründete mit seinem treuen Begleiter noch eine Reihe von Karmeliterklöstern in München, Würzburg, Prag und endlich in Wien.

Hier ist er bald gestorben und in der Kirche seines Ordens mit großen Feierlichkeiten begraben worden.

Graf Albani aber wurde von Rom zur weiteren Durchführung der Gegenreformation, die nach der Schlacht am Weißen Berge (1620) mit all ihren Schrecken Böhmen heimsuchte, ebendorthin 1625 geschickt und war „willens¹⁾, mein geringes talentum auff die Bekehrung der vermeynten Ketzer zu wenden, wie dann etliche Jahre geschehen in Mähren und Böhmen mit höchstem Schaden vieler Christlichen Seelen, so durch mich verführet seynd worden. — Und eben zu diesem Ende bin ich anno 1634 negst hin durch die hiesige Kgl. Böhmishe Cammer zu einem Pfarrer berufen worden in der Kgl. freyen Bergstadt St. Joachimssthal, daselbsten in geistlichen Verrichtungen, insonderheit Reformationsfachen mich gebrauchen. Sehet aber, zuwas vermag die allmächtige Handt Gottes, wie wunderbarlich schickt es seine unerforschliche Weisheit! Ich komme, andere zu verlehren und werde selbst belehrt! Andere zu fangen und werde selbst mit den Stricken der Wahrheit festiglich gebunden und verlasse selbst alles, was ich gehabt oder haben können. Fürwar diß ist ein Werck Gottes, und ist auff folgende Weis geschehen und zugegangen: Ich nahm vor, einmal das Eyz in dem Joachimssthal zu brechen und aufzurichten, was noch Keiner können zu wegen bringen . . . , und damit ich ja desto leichter könnte mein intent²⁾ erreichen, die Leute zum Abfall [vom Luthertum] bewegen, setzte ich mir vor, die Bücher der augsburgischen Theologen, deren sich eine gute Anzahl in mehr [= öster] gemeldter Stadt Bibliotheca befindet, zu durchlesen, die Leute mit ihrem eignen Schwerdt zu schlagen und eignen Schriften zu überweisen.³⁾ Ich fange an zu lesen, vermeyne zu finden die großen absurditeten und inconvenientien⁴⁾, mit welchen unsere Praeceptores⁵⁾ in den Schulen uns die Ohren anfüllen, daß nemblich Gott ein ursacher der Sünden, unmöglich guts zu tun, Zucht und Erbarkeit zu halten und dergleichen Gotteslästerung mehr. Aber ich habe bald mit klaren Augen das Widerspiel gesehen, daß die Lehr der Augsburgischen Theologen,

1) Die folgenden Ausführungen in „ . . . “ sind der Revolutionspredigt des Albanus entnommen.

2) = Absicht.

3) = zu widerlegen.

4) = Ungereimtheiten und Widersprüche.

5) = Lehrer.

so wir verdammen und anathematiren¹⁾, ganz und gar wol fundirt²⁾ in Heil. göttlicher Schrift (Eph. 2 V. 20), daß ire Lehre diejenige, so die Christliche Kirche von den Aposteln empfangen, gefärbet mit dem Blute der Märtyrer, bestetigt mit Wunderzeichen; hingegen daß bey uns die H. Schrift Gotteslästerlicher Weise mißbraucht, indem solche auff eitel ungereimte Sachen gedeutet und angezogen wird, daß dem armen Volk anstatt des göttlichen Worts allerley falsche erdichtete Historien, Exempel und Rottenmärlein³⁾ vorgetragen ..., daß also, so viel möglich, alles Gelt und Gut der gantzen weiten Welt in den Römischen Abgrund diriviret⁴⁾ worden. Ich habe in diesen Büchern gesehen, daß nicht das Kirchenregiment über Hauffen geworfen werde, sondern es wird dem Römischen Pabst, seinen Cardinälen, Bischoffen und Praelaten vor Augen gestellet, daß sie, die sich der Aposteln Successoren⁵⁾ und Nachkömmling rühmen, nichts weniger als Apostolisch seynd; mit wenigen zu sagen: Ich habe befunden, daß alles was man zuweilen auch ehrenrühriger Weise den Augspurgischen Confessionisten nachgesaget, ganz falsch, erdichtet und ohne grundt der Wahrheit geredet wird, nur allein, daß man sie verhaßt mache und also desto weniger zu der allein seligmachenden Erkenntnis der Wahrheit gelanget. — Was solte ich nun thun? Ich hörte die Stimme Christi in meinem Herzen „Saule, Saule, quid me persequeris?“ Du armseliger Mensch, was verfolgstu Christum in seinen Gliedern? Es wird dir schwer werden, wider den Stachel zu lecken ... (es folgen Ausführungen über das Verbot, daß Laien die Bibel lesen, wobei aber anerkannt wird, daß es heutigen Tages mit der Bibel nicht mehr so gar hart wird gehalten“) ... mit diesen und dergleichen Gedanken bin ich Tag und Nacht umgangen und haben mich dieselben gar oft sehr gekränkert und dermassen verwirret, daß mir weder Essen und Trinken geschmeckt und der Schlaf von meinen Augen gewichen ist; darumb, weil ich meine große Schwachheit verspüret, auch keinen Menschen hatte, der mich tröstet, weil ich niemand die Gedanken meines Herzens dorffte offenbaren, hab ich mich zu Gott dem Allmächtigen gelehret, daß er mich in diesem Fall wolte erleuchten und durch Eingebung seines H. Geistes

1) = verfluchen.

2) = gegründet.

3) Gemeint sind augenscheinlich Märchen und Fabeln, wie von der Roggenmuhme.

4) = geleitet.

5) = Nachfolger.

lehren, was ich thun sollte, daß am allermeisten zu seiner göttlichen Ehre und meyner Heiligkeit gedeylich war. Ich habe Gott den Herrn angerufen und er hat mich gnädiglich erhöret (Ps. 120, 1).“ Am 8. Sonntag nach der Heil. Dreifaltigkeit (17. Juli) 1634 habe er sich eben zum Gottesdienst in seiner Gemeinde St. Joachimsthal gerüftet; da wäre plötzlich das kurf.-sächsische Kriegsvolk eingefallen; er habe sich ins Schloß geflüchtet, das aber nach „etlichen Stunden Scharmütziren“ eingenommen worden wäre; er wäre gefangen genommen, aber von dem gestrengen Herrn Andreas Hasemann, Hauptmann bei dem „hochlöblichen kurf. Taubischem Regiment zu Fuß“, wie ein Freund behandelt worden; dieser habe ihn in Neustättel mit einem Passzettel, Zehrung und Empfehlungsschreiben nach Dresden entlassen; hier habe er sich dem Oberhofprediger Hoë von Hohenegg und dem Hohen Consistorium vorgestellt und seine Absicht, überzutreten, offenbaret; man habe ihm aber nicht getraut; nachdem er sich vier Wochen in Dresden aufgehalten, und „dem herrlichen Gottesdienst und den Predigten, so viel wie möglich, beigewohnt“, habe er dem Oberhofprediger seine Confessio übergeben und sich dann wieder nach Joachimsthal zurückbegeben. Bald darauf hätten die sächs. Truppen das Gebiet geräumt, Joachimsthal wäre von 5 kaysrl. Dragonerregimentern und die Grenze so stark besetzt worden, daß er noch ein ganzes Jahr dort hätte bleiben müssen, bis ihm dann 1635 der zu Prag zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten abgeschlossene Sonderfrieden die Möglichkeit geboten hätte für immer „wiewol mit grosser Laib- und Lebensgefahr“ Böhmen zu verlassen und sich in Dresden aufs Neue dem hohen Consistorium vorzustellen. Akten des erzbischöflichen Ordinariats in Prag¹⁾ lassen uns erkennen, daß Albanus die Flucht nur durch eine List gelang. Er erbat einen Urlaub von vierzehn Tagen für eine Reise zum Erzbischof nach Prag, wo

1) 1. Brief von Franc. Albanus vom 2. Juli 1635 an Bürgermeister und Rat von Joachimsthal. 2. gleichzeitiger Brief desselben an den Oberamts-Verwalter Johann Kuttner. Albani kam es in diesen Briefen offenkundig darauf an, daß ihm „ein schriftliches Zeugnis seines nach Möglichkeit verrichteten priesterlichen Amtes erteilt“ werde. 3. Brief des M. Johannes Hofsteter, Pastors und Superintendenten in St. Annaberg vom 6. Juli 1635 an den Rat zu Joachimsthal. U. ist auf der Durchreise bei ihm gewesen. 4. Brief des Oberamtsverwalters Kuttner vom 17. Juli 1635 an den Erzbischof in Prag, Ernst Kardinal von Harrach. 5. Brief Kuttners vom 17. Juli 1635 an die böhm. Kön. Kammer in Prag. Kuttner empfiehlt als Ersatz für U. den Pfarrer von Pröbmitz, dem es gelungen sei, die schon halbkeiserlichen Einwohner seines Ortes wieder zur Beichte und Kommunion nach römisch-katholischem Ritus zurückzubringen.

er bereits verdächtigt worden war, benutzte aber diese Gelegenheit, um Böhmen endgültig zu verlassen. Das Dresdener Konsistorium wies ihn an die „löbliche reine evangelische Universität Wittenberg“. Dort wohnte er den theologischen Vorlesungen und Disputationen bei und trat in der Stadtkirche öffentlich am 10. Sonntag nach Trin. zum evangelischen Bekenntnis über.¹⁾ Die Montags-Predigten in der Schloßkirche wurden ihm übertragen. Schriften gegen die Lehre der römisch-katholischen Kirche entstanden in dieser Zeit.²⁾ Am 23. Aug. 1635 verheiratete er sich mit Agnes Haldegl, Tochter eines Bürgers und Hofbäckers Kaspar Breitt zu Heinrichsgrün in Böhmen, Witwe des Organisten und Stadtschreibers³⁾ Andreas Haldegl in Graßlitz in Böhmen, die aus erster Ehe ein Kind mitbrachte. Welchen Ansehens er sich bei der Bürgerschaft erfreute, geht daraus hervor, daß ihm der Rat der Stadt zur Hochzeit 36 Kannen Wein verehrte; das war damals mitten im Dreißigjährigen Kriege in der sehr verarmten Stadt außergewöhnlich viel.⁴⁾ Am 6. Februar 1636 wurde dem Paar ein Sohn Jacob Kaspar geboren.⁵⁾ — Man bemühte sich von seiten der Universität, dem Heimatlosen eine Pfarre zu verschaffen, auf der er sich und die Seinen selbst erhalten konnte. Generalsuperintendent D. Wilhelm Leyser, dem vom Kurfürsten Aufsicht und Bericht über Albanus übertragen war, verwendet sich bei dem Lan-

¹⁾ Seine „Revocations- und Confessions-Predigt“ ließ er 1635 „mit Verwilligung der Hochlöblichen Theologischen Fakultät“ bei Seelfischs Erben erscheinen (gedruckt bei Georg Müllers Erben).

²⁾ „Anatomia Papatus“ Wittenberg, in Verlegung Samuel Seelfischs Erben, gedruckt bei Johann Christoph Siegel, im Jahre Christi 1636, 1638 als „Päpstliche Anathomie“ in Hildesheim gedruckt und verlegt bei Joachim Gössel mit Widmung an die Kurfürstin Magdalene Sibylle; „Der einfältige Römisch Catholische Mönchsefel“, verlegt und gedruckt bei denselben 1637.

³⁾ Die Eintragung im Traubuche der Stadtkirche lautet: „Der Wohl Ehrwürdige, großachtbare und Hochgelahrte Herr Franciscus Albanus, SS. Theologiae doct. und die Erbare und Ehrentugendsame Frau Agnes, des weiland Kayserlichen Einnehmers und Stadtschreibers zu Craßlitz hinterlassene Witbe, Sein drei mal aufgeboten und den 23. Augusti von S. M. Johann Friemeln getraut worden.“

⁴⁾ „Des Rats Jahr Rechnunge 1635: 1 Schock 36 gl an 36 Kannen Wein S. D. Albano zu Seiner Hochzeit vorehret.“

⁵⁾ Im Taufbuch der Stadtkirche lesen wir unter diesem Datum: „Jacob Caspar — Eltern: S. Franciscus Albanus Vangio (= aus Worms) S. S. Theol. Doct. — Agnes; — Gevattern: Doctor Jacobus Wellerus Prof. extraord. — S. Caspar Möller studiosus. — Igfr. Christine, S. Paul Köberl S. S. D. Prof. u. Superintendent Tochter. — Der Täufling scheint also die Vor-

desfürsten mehrfach für ihn. Er meldet unter dem 20. April 1636¹⁾: „Wir mögen vermeldtem Doctori Francisco Albano keinander Zeugniß geben, denn daß er die Zeit her wie zuvor lectiones, disputationes und Predigten fleißig besuchet, daraus wie auch privat studieret, mit angewandtem Fleiß an der Wissenschaft unserer geistlichen Lehr merklichen zugenommen, solches in Privatunterredungen mit einem und dem anderen zumal in der öffentlichen Schrift, welche des Pabsts Anatomia genannt und bereits mehrenteils abgedruckt ist, wohl erwiesen, im Predigen auch sich wöchentlich des vorigen Jahres montags in der Schloßkirche geübet und daß er derer zum geistlichen Leben und Wandel gehörigen Lehrstücke selbe deutlich und mit gebührendem Eifer denen Zuhörern beizubringen mächtig sei, rühmlich . . . , daneben in Leben und Wandel so viel uns wissend, sich dermaßen bezeiget habe, daß man mit ihm friedlich sein können. Dannenher wir nicht zweifeln, Ew. Durchlaucht auf ihn angewandte Gnade und Gütthätigkeit wohl angewandt sein und H. D. Albanus der Kirchen Gottes in Ew. Durchlaucht Landen zum nützlichen Prediger gedeihen werden.

Und weil er im Predigen sonderlich, wie obgedacht, bewiesen, daß er der deutschen Sprach auch mehrerer der Sprüche unserer deutschen Bibel ziemlich kundig sei, allhier aber bei verstärkter seiner Haushaltung und zuwachsenden Kindern, deren eines aus seines Weibes erster Ehe allhier erhalten wird, das andere vor 11 Wochen noch dazukommen, kümmerliche Mittel zum Leben hat, vielleicht (?) stehet in Ew. Churfürstl. Durchlaucht gnädigstem Gefallen, ob dieselbe ihn . . . in einer von diesem Ort etwas entfernten Pfarre, dabei . . . er selbst unterthänigst darum bittet, einen verständigen Kollegen hätte, befördern wollen.“

Es dauerte jedoch noch 3 Jahre, ehe Dr. Albanus eine Pfarre in Geithain in Sachsen übertragen wurde, „biß eine Superintendentur vakant werde“; aber auf der Reise von Wittenberg erkrankt er in Leipzig, stirbt dort 1539 und wird dafelbst auf Kosten der Universität begraben. Seine Witwe Agnes heiratet nun zum drittenmal, den Pfarrer von Ischoppach, M. Stellanus Siedler; ihr Sohn Jacob Caspar Albani von D. Franciscus Albanus erlernt das Schneiderhandwerk; als aber die Schullehrerstelle in Ischoppach bei Leisnig frei wird, bewirbt er sich um diese persönlich beim Oberhofsprediger Dr. Weller in Dresden, der sehr er-

namen seiner männlichen Paten erhalten zu haben, doch war der Name Jacobus auch in der Familie der Grafen Albani häufig.

¹⁾ Wittenberger Universitäts=Akte in Halle.

staunt ist, in ihm sein Patenkind zu erkennen, und erhält sie auch. Er ist am 30. 9. 1711 in Ischoppach gestorben; seine Gattin Maria Kirsten schenkte ihm 13 Kinder, von denen der älteste Sohn Franciscus Antonius Albani später Landrichter in Mügeln war; dessen Sohn Johann Christoph Albani, geb. 1687, reiste zu seinen Vettern, dem päpstlichen Nuntius Kardinal Alexander Albani und dem Kardinal Hannibal Albani nach Rom, wurde dort sehr freundlich aufgenommen, trat zum Katholizismus über und starb als Klosterinspektor bei Prag.

Ein anderer Sohn des Jacob Kaspar Albani und der Marie Kirsten: Johann Christoph Albani, hatte wieder mehrere Söhne, von denen der älteste Friedrich Leberecht Albani die Universität Wittenberg besuchte und Königl. Churfürstl. Forstschreiber in verschiedenen Amtern war; von ihm stammt über Ehregott Leberecht Albani, zuletzt Gerichtsdirektor, — dessen Sohn Karl Wilhelm Ehregott Albani, zuletzt ebenfalls Gerichtsdirektor — dessen Sohn Theodor Albani, Assessor in Wurzen — dessen Sohn Richard Theodor Albani, Kaufmann daselbst — ein Albani ab, der evangelischer Pfarrer in Sachsen, im Weltkriege Divisionspfarrer war, zum römischen Katholizismus übertrat und nun erzbischöflicher Bibliothekar ist.

Neben der weitverbreiteten Nachkommenschaft des D. Franciscus Albani und seiner Gattin Agnes, die meistens Lehrer und Juristen aufweist, besteht aber noch der sog. Rudolstädter Zweig Albanus, wie er sich nannte und noch jetzt nennt, der auf einen Laurentius Albanus, geb. 1556, gest. 1619, vielleicht (?) auf einen Oheim des D. Franciscus Albani, des Konvertiten von 1635, zurückgeht, der viele Pastoren hervorbrachte, von denen wieder mehrere in Wittenberg studierten. Angehörige dieses Zweiges waren Pastoren in Kelbra, Eisleben, Artern, Scheplin, Beucha, Seifertshau, Riga, Dünamünde, London.

Die Geschichte dieses Gliedes eines alten italienischen Grafengeschlechtes auf deutschem Boden gibt lehrreichen Einblick in die bewegten Zeiten schwerer Glaubenskämpfe, in die Glaubenswende des einzelnen, die den Ahn aus dem Verfolger der lutherischen Ketzerei zum Zeugen ihrer Wahrheit macht, aber auch in das Widerspiel innerhalb der Geschlechterfolge, in der Nachfahren wiederum zur römisch-katholischen Kirche zurückkehren.

Bücherschau

Sunk, Heinz, Martin Agricola. Ein frühprotestantischer Schulmusiker. Georg Kallmeyer Verlag Wolfenbüttel, 1933. 148 S. und Notenbeispiele KM. 4.—

Der Verf. bietet auf Anregung und in den Spuren Willibald Gurlitts (vgl. dessen grundlegende Arbeit über Johann Walther im Luther-Jahrbuch 1933) eine aufschlußreiche Monographie über Martin Sore, den Magdeburger Kantor, der — in Schwiebus geboren — mit seinem Humanisten-Namen Agricola seine bäuerliche Abstammung bekannte. Vf. zeigt an Agricola, der künstlerisch der Gruppe „sekundärer Meister“ zugehört, auf, wie er in der unbedingten Gebundenheit an Kirche und Schule einer der ersten Repräsentanten der großen deutschen Kantorentendition war. In der städtisch-bürgerlichen Kultur stehend lösen sie die Musikpflege der spätmittelalterlichen höfischen Kultur ab. Hat Agricolas kompositorisches Schaffen nur nebensächliche Bedeutung, so erfüllt er seine Lebensaufgabe als erster evangelischer Kantor und Musiklehrer, als Bahnbrecher der evangelischen Kirchenmusik in Magdeburg und als Vorkämpfer und Führer der protestantischen Schulmusik. Dabei bemühte sich A. die Musiklehre wirklich in das Volk zu tragen, er schuf den musikalischen Katechismus für die deutsche Jugend. In derber deutscher Sprache mit treffender, dem bäuerlichen Leben entnommener Anschaulichkeit, bemüht er sich, die Musiklehre „der Jugend des ganzen deutschen Landes zu gut und nützig in unsere rechte deutsche Muttersprache zu bringen“. Seine Musiklehre ist inhaltlich ganz am reformatorischen Verständnis des Gottesdienstes ausgerichtet, das göttliche Wort zu verkündigen und „Gott den Allmächtigen mit Singen, Dichten und allerlei Saitenspiel zu loben und zu preisen“. In „unser Herrgotts Kanzlei“, dem Mittelpunkt des Widerstandes gegen das Interim, stellte sich der Kantor in den Kampf für das reine Luthertum, auch mit seiner Musik. Eine vierstimmige Vertonung des Magdeburger Spottverses: „Beatus vir, selig ist der Mann“ und ein Responsorium auf die Belagerung der Stadt sind von A. erhalten! Auf die Geschichte des lutherischen Gottesdienstes fällt manch aufhellendes Streiflicht: Die strenge Bindung *de tempore* („gleichsam ein Spiegelbild des kirchlichen Stundenoffiziums standen die Gesänge gestaltend im Leben der Schule“), die Bedeutung der Metten und Vespers, die Einführung des instrumentalen Musizierens, die Betonung des deutschen gottesdienstlichen Evangelienliedes (von A. stammt die erste Sammlung), der Evangelienmotetten, der Responsorien und Antiphonen, der Spruchterte des Alten Testaments, die Ordnung des Schülerchors, ohne den der lutherische Gottesdienst nicht vorgestellt werden kann, die gegen Mitte des Jahrhunderts immer deutlicher werdende Tendenz zur lateinischen Musik! Man kann sich solcher Untersuchungen im Interesse der Erhellung der Welt des ersten Luthertums von Herzen freuen.

K.

Gurlitt, Willibald, Joh. Seb. Bach, Der Meister und sein Werk. Furche Verlag Berlin, 1936. 79 S. Mit einer Bildtafel KM. 1,80.

In dieser Niederschrift des Jubiläumsvortrages bei der Bachfeier des Ev. Studentenfarrsamtes gibt der Freiburger Musikhistoriker ein Bach-Bild, das — aus der gediegensten und gründ-

lichen Quellenbeherrschung erwachsen — in der Kürze meisterlicher Prägnanz mehr bietet als manche lange Bach-Biographie. Kein Wort zuviel, jeder Satz ein notwendiger Strich im Bild des Lebens und Werkes! Der Stammvater der musikalisch-Bachischen Familie wird eingeführt „als kernfester Glaubensmensch im Gefolge jener mitteldeutschen Pfarrer und Verkünder des Wortes Gottes in der kämpfenden Kirche des bekennnistreuen Luthertums, denen die deutsche Musik und Musikpflege so viele ihrer führenden Männer verdankt“. Bach selbst wird von Gurliitt mit Recht als ganz und gar von einer bekennnistreu fest geprägten theologischen Ausbildung orthodoxer Prägung bestimmt gezeichnet. Dabei erfährt der gewaltige Kampf der lutherischen Orthodoxie um die reine Lehre und das echte Bekenntnis die gebührende Anerkennung, die ihm fast alle Bach-Biographen vorenthalten haben — zum Schaden echten Bach-Verständnisses. Diesem Verständnis Bachs entspricht die Betonung, die Gurliitt dem Verständnis seiner Musik im liturgischen Zusammenhang des lutherischen Messgottesdienstes seiner Zeit gibt. In diesem Gefüge findet alles Musizieren Bachs seinen Ort in der Kirche. Er gewinnt von daher der Kirchenkantate neben dem Bibelwort auch den Luther-Choral zurück; die großen Luther-Kantaten ragen unter den Choralkantaten der Spätzeit besonders hervor. Auch die Passionskomposition hat er wieder an ihre ursprünglichen liturgischen Kräfte zurückgebunden, indem er dem Evangelisten das reine Bibelwort und der Gemeinde der Gläubigen das Gemeinschafts- und Bekenntnislied zurückgewann. Der 5. Teil der Klavierübung, eine Art Orgelschule, ist mit Kyrie, Gloria und Katechismusliedern gottesdienstlich gebunden. Auch an den Spätwerken zeigt G. „die Symbolkraft christlichen Geistes in seiner deutschen, lutherisch-protestantischen Form“ auf. So erweist dies Bach-Büchlein in eindringlicher Weise die volle Verwurzelung Bachs im Luthertum. Sein Erbe kann niemals von diesem und der Kirche gelöst werden. Wir danken dem Verfasser für diese feingeschliffene und wohlbegründete Schau und können nur allen Deutschen empfehlen, dieses Bild in ihr Herz und Gewissen aufzunehmen.

A.

Rudolf Alexander Schröder, Dichtung und Dichter der Kirche. Kbart-Verlag Berlin-Steglitz, 1936. 195 S. RM. 2.85.

Dieser Band leitet eine Folge ein, die — neben einer anderen Reihe der Werke — das Leben und Wirken unserer geistlichen Liedersänger darstellen soll. Eine wichtige Aufgabe, über deren Inangriffnahme man sich nur freuen kann, ganz besonders, wenn sie in die Hände eines Dichters selbst gelegt ist, der, in dieser Kustkammer deutschen und kirchlichen Geistes wohl beheimatet, uns in der Gedichtsammlung „Mitte des Lebens“ (Insel-Verlag 1928) den reichsten Schatz geistlicher Dichtung der Neuzeit geschenkt und in manchem Choral den Erb- und Gegenwartsklang des echten und biblischen Gemeindeliedes am tiefsten getroffen hat. Die Einleitung bietet eine Geschichte des „deutschen Kirchenliedes“, die Sch. uns auf der ersten Dichtertagung der Luthergesellschaft geboten hat. Sie löste damals sofort eine neue Verantwortlichkeit gegenüber dem Kirchenliede in seiner ganzen, von den heutigen Gesangbüchern nicht mehr erfassten Breite aus. Denn hier bietet Sch. mehr als Geschichte: Aufhellung der Wertgesetze des Kirchenliedes,

Verwurzelung im deutschen Geistesleben, Bekenntnis zu ihm als einem unverlierbaren Besitz der deutschen Nation, als einer ständigen Aufgabe für die Kirche, einer Aufgabe, nicht nur das Erbgut lebendig zu erhalten, sondern auch in der Gegenwart ein neues Lied zu singen. „Denn so ist es: Die Woge geistlicher Erhebung, die den frühesten Aufstieg unsrer deutschen Dichtung eingeleitet hat und seither vom Nibelungenlied bis zum Simplizissimus und Faust unendliche Schätze des Gedankens, des Gefühls und der besetzten Verkündigung aus dem unermesslichen Reichtum ihres Schoßes gespendet hat, alles deutsch-christliche Geistesgut mit der ihr eigenen Färbung und dem ihr eigenen Gehalt tingierend, hat noch nicht angefangen zu verebben.“ — Wenn Sch. seiner Wertung des deutschen Kirchenliedes die Gestalten dreier großer Kirchenlieddichter, Johann Heermanns, Paul Flemings und Johann Rists, folgen läßt, so liegt ihm daran, sie nicht nur in der Beschränkung auf Kirche und Kanzel, sondern in der Gesamtatmosphäre der deutschen Geistes- und Kulturgeschichte zu sehen. Sch. zeigt, wievieles da der Einzelforschung noch zu tun übrig bleibt, aber er umreißt dies Bild in seinen wesentlichen Zügen und mit manchem Einzelbeitrag. Dabei erhebt er immer wieder gegenüber falschen Maßstäben der Wertung des Kirchenliedes die Formgesetze zu nachdrücklicher Einsicht. Was er z. B. über das Kirchenlied als Besitz einer ganzen Gemeinde Hörender, Singender und Schreibender sagt, von dem Gesamtgewebe, an dem Generation auf Generation das Erbe der Themen, Gegenstände, Redewendungen, Seelenzuständlichkeiten wiederholt, weiterformt, umbildet, vergeistigt oder verweltlicht, bildet Grundmaterial zu einer uns noch fehlenden Formenlehre des Kirchenliedes. Das alles ist nicht nur von der Form her gesehen, sondern immer in dem persönlichen Bekenntnis zur Bindung an „reine Lehre“ und Wortverkündigung als Inhalt des Gesanges: „Nur wer dies wesentlichste und eigentlichsste Charakteristikum des Kirchenliedes seinem Umfange nach anerkennt und vermag auch das ihm innewohnende Gesetz und den geschichtlichen Gang seiner Entwicklung zu würdigen.“ Im einzelnen trägt Sch.s reiches Bewandertsein in der Geschichte des deutschen Geistes und der deutschen Dichtung soviel Beziehungen und Verbindungen herbei, daß die Kirchenlieddichter mit der Botschaft ihres kirchlichen Gesanges blutvoll und leibhaftig in der Geschichte ihrer Zeit und den Aufgaben ihrer Tage stehen. Wie steht ein Heermann in der besonderen Überlieferung des schlesischen Raumes und seiner Grenzkämpfe! Wie reiht sich Fleming in die Phalanx ein, die unter Opitz' Führung dem Ruhm der vaterländischen Poesie diente unter der Fahne mit der Inschrift: „Zucht und Freiheit“! Wie trägt dadurch seine Gestalt den vielleicht glänzendsten dichterischen Namen des ganzen deutschen siebzehnten Jahrhunderts! Welchen Widerhall hat der Fall Magdeburgs, der Sieg und Tod Gustav Adolfs in den Liedern des lutherischen Sängers und deutschen Mannes! Wie anschaulich wird die Gestalt Johann Rists in den Gartenreichtum und die Blumenfreude seiner Wedeler Pfarre hineingestellt, Idyll und Kraftfeld zugleich für das Jahrhundert des Dreißigjährigen Krieges bezeugend! Wir stehen nicht an, dieses so lebendig geschriebene Büchlein als einen ganz wesentlichen Beitrag zur Geschichte des Luthertums in deutschen Landen zu erklären. Hier ist mehr Einblick in diese Geschichte zu gewinnen als aus manchem Kompendium der Kirchengeschichte. Ein rechtes Trost- und Trostbüchlein gegenüber den Verächtern des Christentums in deutschen Landen ist dieser Band, zusammenklingend auf den tröstlichen Beschluß von Flemings Lied auf Gustav Adolfs Tod: Luthrische, gehabt euch wohl!

K.

Rud. Al. Schröder, Johann Heermanns Frohe Botschaft aus seinen evangelischen Gesängen ausgewählt und eingeleitet. Meister des Kirchenliedes. Erste Folge. Eckart-Verlag Berlin-Steglitz, 1936. 145 S.

Das Evangelien-Lied, die choralmäßige Umdichtung des Sonntags-Evangeliums, hat im Luthertum von je eine besondere Pflege erfahren. Es stand ganz im Dienste der Auslegung und Einprägung des Evangeliums. In der Bindung an Luthers Übersetzung, konnte die Liedform die Eindeutschung noch volkstümlicher darbieten. Die erste nach dem Jahrestreis geordnete Sammlung von deutschen Evangelien-Liedern gab der Magdeburger Kantor Agricola in seinem Sangbüchlein 1541 heraus. Daß er die Evangelien „in Gesangs-Art und Reime gesetzt“ habe, begründet er mit dem Zweck leichteren Verständnisses und leichter Behältlichkeit, aber auch größerer Lust. Dabei hat Al. an die Einführung dieser Lieder an Stelle oder neben der Evangelienlesung gedacht. Er hat viele Nachfolger gefunden. Wohl keiner hat inniger, schlichter, kernhafter die Evangelien gesungen als Johann Heermann. Es ist ein großes Verdienst Rud. Al. Schröders, daß er uns diese Lieder wieder zugänglich gemacht hat und zwar zur Erbauung des heutigen Lesers! Der Herausgeber hat dafür etwa die Hälfte der Evangelien-Lieder als uns heute noch direkt zugänglich ausgewählt, die Anordnung nach dem Kirchenjahr aufgegeben und eine Art Evangelien-Harmonie gestaltet. Er hat dazu auch Lieder aus dem Anhang und eins aus der Haus und Hertz-Musica eingefügt. Man bewundert immer wieder Bindung und Freiheit, die sich zugleich in diesen Liedern kundgeben. Heermann bindet sich durchaus an Luthers Übersetzung, aber, wie Schröder mit Recht darlegt, „Wendungen von überraschender Worttreue wechseln mit kühnen Zusammenziehungen, aber auch mit breiter, behaglicher oder lehrhafter Ausmalung“. Der Sänger ist zugleich Prediger und Liturg, wie denn die meisten Lieder in Gebetsform endigen. Die Lieder sind eine hervorragende Veranschaulichung der gottesdienstlichen Haltung lutherischer Art, in der alles Predigen, Singen, Beten Verkündigung des Wortes Gottes und Antwort der Gemeinde zugleich sind. A.

Die Stunde des Christentums. Eine deutsche Besinnung. Herausgegeben von Kurt Ihlenfeld. Eckart-Verlag Berlin-Steglitz, 1936. 311 S. RM. 5,60.

Die Frage nach dem Stand des Christentums in deutscher Geschichte und Gegenwart in einer Stunde seiner Bezweiflung und Bedrohung erhält in diesem Buche, das inzwischen schon in 2. Auflage erschienen ist, Antwort aus Dichtermund. Dieser Herkunft nach konnte und sollte es kein Handbuch der Apologetik noch gar ein Lehrbuch der Kirchengeschichte oder Dogmatik sein. Deutsche Dichter beider christlicher Konfessionen sprechen aus der Mannigfaltigkeit ihrer Geisteshaltung und Lebenserfahrung ihr Wort zur Frage Christentum und Deutschtum. Andererseits konnte um des Entscheidungsernstes der Stunde willen kein Sammelband deutscher Ästhetik

unter gemeinsamer Überschrift in Frage kommen, sondern ein Zeugnis der Besinnung, der Bekenntnisform tragen mußte. Es ist nun das Beglückende an diesem Buch zu spüren, daß der Chor namhafter deutscher Dichter, der in ihm erklingt, bei aller Verschiedenheit der Ferne oder Nähe zu den Bekenntnissen der Kirche sich einhellig zum Christentum bekennet und die Gegenwart in Darstellung und Anruf beschwört, den Bund zwischen Christentum und Deutschtum nicht zu zerreißen. So erweist es sich auch in diesem Buche, daß die Stunde der Bedrohung zur Stunde neu-erwachter Verantwortung wird. Wir können es den Dichtern nur von Herzen danken, daß sie ihr hohes Amt des Dienstes an Wort und Geist erfüllen in der Verantwortung, Wächter und Wahrer des christlichen Erbes und Auftrages im Geistesringen der Gegenwart zu sein. Daß jeder einzelne es mit seinen Gaben, aus seiner Arbeit und seiner Schau heraus tut, dient der unbezweifelbaren Ehrlichkeit des Unternehmens, und ich halte es nicht für richtig, jede solche Äußerung an der Norm kirchlicher Aussagen und Bekenntnisformen zu messen. Hier ist ein Ausbruch zum christlichen Glauben, der — im Ganzen gesehen — in dieser Breite und diesem Zusammenklang seit einem Jahrhundert in der Welt deutscher Dichtung nicht seinesgleichen hat.

Die Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen Deutschtum und Christentum wird durch Werner Bergengruen, Otto Brües, Peter Dörfler, Wilhelm Schäfer, Wilhelm von Scholz, Otto Freiherrn v. Taube von der *Geschichte* her gegeben. „Der christliche Zustrom hat das Wesen der Germanen nicht von seiner schöpferischen Anlage abgedrängt, die Stabkirchen, die damals entstanden, sind ein eigenes Gewächs des germanischen Nordens“ (Brües). Das Christentum hat also nicht germanische Wesenskräfte vernichtet. Die Ehe zwischen Germanentum und Christentum hat vielmehr beide aneinander gesteigert. Die Dorfkirche, von Dörfler in ihrer süddeutschen Geschichte durch die Jahrhunderte hin aufgezeigt, gibt, vom liebenden Volke selbst unter Opfern erbaut, der von Deutschen besiedelten Landschaft Heimatgepräge. Die Bezeugung des Glaubens, die sie ausdrückt, ist Lebensnotwendigkeit „wie das Dach über dem Kopfe und wie das bestellte Feld“. Die Dorfkirche verwächst mit dem naturhaften Leben und wird einheimisch. Die germanisch-christliche Besiedlung und Geschichte Livlands, von der v. Taube einen meisterhaften Aufriß gibt, zeigt, wie auch bei dieser äußersten Nordoststrahlung des Deutschtums deutsche Kultur und Christentum eines gewesen sind. Das Gotteswerk der Christianisierung erfolgte durch die Niedersachsen. Auch Werner Bergengruen gibt die Antwort der Geschichte als Angehöriger eines deutschen Stammes, der seit 400 Jahren außerhalb der schützenden Grenzen des Reiches sein Deutschtum im Kampfe zu erweisen hatte. Die Antwort lautet: „Das deutsche Volk ist genötigt auch wider seinen Willen oder vielmehr wider einzelne in ihm auftretende Willensströmungen in der Kulturwelt des Christentums zu verharren, weil dieses Volk ja erst vom Christentum geschaffen worden ist.“ Über diesen geschichtlichen Tatbestand des christlichen Kulturkreises hinaus bekennet sich B. als getaufter Christ zu der Wahrheit, daß die Deutschen christlich sein müssen, weil sie ein Volk sind. Er bekennet sich zu der übernatürlichen Offenbarung, die an alle Völker geht, zur Kirche, die über und hinter dem Christentum und der christlichen Kulturformung steht, zu ihren Sakramenten, die seit über einem Jahrtausend unserm Volk und Land einen unzerstörbaren Charakter aufgeprägt haben. Auch Wilhelm Schäfer kommt in seiner Darstellung des deutschen Christen zu dem Schluß: „Um die Gläubigkeit des Abendmahls

ging die deutsche Geschichte, soweit sie wahre Geschichte, Schicksal und Berufung ist.“ So schwer der Kampf zwischen der deutschen Natur und der christlichen Gläubigkeit war und ist, das Amt, das Gott uns Deutschen gab, war so sichtbar der Träger des Christentums zu sein, daß ohne die Anerkennung dieser Berufung unsere Geschichte von einer schaurigen Sinnlosigkeit wäre. Wenn Schäfer dabei den heilsgeschichtlichen Weg als jüdische Herkunft und Belastung mit jüdischer „Mythologie“ verkennt und die von ihm als wesentlich gewertete Glaubenslehre in einen ihr widerstrebenden einheitlichen Grundbestand bei den gotischen Arianern, dem sächsischen Heliand, den mittelalterlichen Mystikern und Luther zusammensieht, wichtig ist, daß er Luthers volkstümliche Heimführung des Evangeliums aus der römischen Gefangenschaft in die Heimat der deutschen Sprache und Seele als sein „Amt“ im deutschen Volke erkennt und ihn gegen den Humanismus und seine Verbildung, gegen das klassische Ideal und seine Entscheidungslosigkeit, gegen die moderne Irgläubigkeit und ihre falsche Freiheit absetzt, um die neue Einstellung des deutschen Volkes in der Besinnung auf sein Volkstum aus der Gemeinschaft mit Christus zu fordern.

Es ist schade, daß im zweiten Auslagenkreise des Buches unter den Gestalten der christlich-deutschen Geschichte zuvor Friedrich von Spee durch Reinhold Schneider eine nicht nur gerechte, sondern liebevoll-ausdeutende Würdigung erfahren hat, daß aber gerade Luther in Hans Eberhard Friedrichs Darstellung nicht nach seiner reformatorischen Sendung, sondern nach seinem menschlichen Vorbild gezeigt wird. Dieses, nicht seine Lehre, nicht sein Bekenntnis, nicht seine Reformation der Kirche, soll das eigentlich Fortwirkende seines Lebens sein. Luther hat sich stets mit aller Schärfe gegen ein solches Verständnis seines Lebens gewendet. Er hätte eine lutherische Haltung „außer — oder besser oberhalb der Kirche und Konfession“ nie anerkannt. Er hätte sein Lebenswerk für verfehlt angesehen, wenn die von ihm verkündete reine Glaubenslehre, weil begrenzt als „Glaubenserlebnis eines einzelnen großen Menschen“, notwendigerweise nicht zu halten war, sondern wenn seine Wirkung nur darin bestanden hätte, daß seine Gestalt die Kräfte deutlich gemacht hat, die dem deutschen Volke seine lebenswerte Eigenart geben. So bleibt leider Luthers Gestalt im Rahmen des bürgerlichen Pflicht-Protestantismus des 19. Jahrhunderts; von den Tiefen reformatorischen Glaubens und Werkes, die aus der neueren Luther-Forschung gerade einen Dichter mit unerhörter Glut der Lebensspannung inspirieren müßten, ist nichts zu spüren. Der Entscheidungscharakter, den diese Gestalt deutscher Geschichte unserer Gegenwart einträgt, ist hier leider verwischt. — Einen Ausgleich bietet Karl Buchheims geschichtlich und philosophisch tief-schürfende Studie über Leibniz. Sie will der Vertiefung der geschichtlichen Einsicht in die Zusammenhänge und Lebensbedingungen deutscher Einheit und Christlichkeit in den Jahrhunderten zwischen dem Dreißigjährigen Kriege und dem Bismarckschen Reiche dienen und damit der Forderung existentieller Erkenntnis. Leibniz wußte um die tiefen geschichtlichen Zusammenhänge der deutschen Einheit mit der Christlichkeit. Sein Unternehmen, die Protestanten den Gallikanern an die Seite zu stellen, war ein Versuch mit untauglichen Mitteln. Seine Voraussetzung, daß die Protestanten und Katholiken im „Fundamentalen“ einig seien, traf für die dogmatischen Fundamente nicht zu. Aber L. hat das Verdienst, in der geistigen Richtung seiner Zeit die Gefahr für die Christlichkeit Deutschlands und ganz Europas erspürt zu haben und ihr mit seiner dem Absolutismus der mathematischen Methoden und dem mechanistischen Weltbild entgegenarbeitenden

Philosophie zu widerstehen. Sein Geisteserbe ruft noch heute nach einem Meister, der es zu übernehmen vermag.

Im dritten Aussagekreis des Buches, in dem von Wesen und Wahrheit des christlichen Glaubens unter ständiger Bezugnahme auf seinen Eingang in deutsches Wesen und deutsche Geschichte gesprochen wird, möchte ich vier Gruppen unterscheiden. Die erste betont den Zusammenklang, wie Wilhelm Michel seinen Beitrag überschreibt. M. sieht ihn über jene Zuordnung und Heilsbedeutung hinaus, die das unbedürftige Gotteswort für alles menschliche Leben hat, in der deutschen Angewiesenheit auf den Schöpfer und Erlöser, nicht im Sinne eines Zusatzes zu Gottes Wahrheit, aber im Sinne einer dankbaren Anerkennung schöpfungsmäßiger Begnadung. Preisgabe unseres christlichen Erbteils würde deutsche Seinslinien heimatlos machen, die im Christentum Ziel und Weg, Ausrichtung und Heimrufung gefunden haben. — Auch Otto Gmelin zielt auf diesen Zusammenklang im „Gespräch von der Deutschtieit und der Christlichkeit“ im Sinne des Ausgleichs zwischen dem im christlichen Bekenntnis Beharrlichen und dem es verwerfenden Stürmischen. Sie wird von dem Alten in der christlich-deutschen Kultur angeboten, in der sich Deutschtieit und Christlichkeit durchdrungen haben. Eine zweite Gruppe, die Ricarda Huch und Paul Fechter darstellen, ruft zum Angriff auf, Fechter so, daß er, vom Christentum als der einzig möglichen religiösen Haltung ausgehend, „die christliche Wendung“ als aktiven Vorstoß gegen die billigen Primitivitäten der Gegner in der Entfaltung des christlichen Seelenreichtums als eines die Menschheit bereichernden Erfahrungsgutes geführt sehen möchte; Ricarda Huch so, daß sie — geistiges Leben „post Christum“ ohne Christus verneinend — aus der Weltverhaftung und den Verlegenheitsformeln heutigen Christentums zu kraftvollem Einsatz echten christlichen Glaubens aufruft. — Eine dritte Gruppe stellt die Inkarnation, die Fleischwerdung Gottes, in die Mitte der Erneuerung christlichen Denkens und steigt damit in die Tiefen des Geheimnisses der göttlichen Offenbarung. Martin Beheim-Schwarzbach sieht in der Passion Jesu Christi die Vollendung seines Einzuges auf die Erde. „Der leibhaftige Schmerz“, dieser Fluch des Weges im Fleische, ist durch die Passion des Heilands die Station der Berührung mit dem Göttlichen geworden. Friedrich Alfred Schmid-Noerr (Das Wort und der Dichter) geht von der Weihnacht aus und gründet auf das Gnadengeschenk der Leibwerdung des Wortes christliche Kultur. Mit der Fleischwerdung des Logos gilt der weltgeschichtliche Kampf des Christentums der auftraggemäßen Verwirklichung des Reiches Christi inmitten der geschichtlichen Völker. Die derart gegebene Spannung zwischen der Natur und dem Auftrag der Offenbarung äußert sich in der Auseinandersetzung des geoffenbarten Wortes mit der „Kunst des Wortemachens“, die dem Menschen mit dem Werkzeug der Sprache gegeben ist. Der Dichter, der als ein Mitverwalter des Wortes am Bekenntnis zum Christentum festhält, weiß, daß er im Dienste der ewigen Wahrheit steht, die sich im Gottmenschtum Christi geoffenbart hat. In einer vierten Gruppe sehe ich Rudolf Alexander Schröder und August Winnig. Hier ist es die biblische Bezogenheit, die Gedenken und Bekennen leitet. Bei August Winnig in dem ergreifenden „Gespräch“, in dem er bekennt, wie ihn die biblische Erkenntnis von der abgründigen Sündhaftigkeit menschlichen Wesens und der unbegreiflichen Gnade der Veröhnung im stellvertretenden Opfer Christi am Kreuz am Ende seiner Lebenswege erfaßt hat und zwar in jenem lutherischen Verständnis des über alle Zweifel der Vernunft immer wieder geschenkten Wagens gewissen Glaubens. Biblische Ausrichtung eines in aller Bildung beheimateten Denkens

zeigt Rudolf M. Schröder in seinem Laienworte, in dem er den Begriff der Kameradschaft unter dem Bibelwort: „Einer trage des andern Last“ abhandelt und abwandelt. Ohne im einzelnen diese reiche Gedankenführung und -fügung abzutasten, sei doch ihre lutherische Prägung herausgestellt in der Ausrichtung an der biblischen Lehre als der obersten Autorität, aber auch an ihrem Gehalt: im evangelischen Verständnis des Gesetzes, das aus dem Richter der Welt zum Tröster wird, eben weil es durch das Gericht in die Entscheidung zwischen Tod und Leben ruft. Wie weiß Schröder überhaupt um die Paradoxie des lutherischen Glaubens, von der Gefangennahme der Vernunft unter den Glauben als der größten Gabe Gottes in dieser Welt, weil die Vernunft in ihrem Aufstieg bis zur kahlen Höhe des Zweifels vor ihrem eigenen Antlitz des Einsamgelassenenseins graut, von unserer Gemeinsamkeit, die darin besteht, daß wir, alle tödlich einsam, in der Kirche, der „Gemeine der Heiligen“, in der wahren Kameradschaft derer stehen, die als verlorene Söhne im Erbarmen des himmlischen Vaters als gemeinsames Erbe das ewige Vaterhaus haben.

Diese Übersicht zeigt, daß der Herausgeber mit Recht Luthers Wort dem Buch vorangestellt hat: „Lieben Deutschen, kauft, weil der Markt vor der Tür ist!“ Das Buch ist eine Beschwörung des deutschen Volkes durch deutsche Dichter: Erkennet die Stunde und kaufet sie aus! Es ist die Stunde des Christentums! K.

D. Martin Luther: Gott in Christo.

Wir sollen beileibe nicht so unverständlich werden, daß wir Gott, Christum und sein Wort voneinander teilen und trennen lassen und von Gott disputieren als die Heiden, Türken, Sophisten oder andere nach der bloßen Majestät, so ihn hienieden auf Erden lassen mit uns reden und wirken durch Prediger, Vater und Mutter etc. und dieweil fahren in die Wolken und bekümmern sich, was Gott daselbst macht oder denkt. Das heißt sie der Teufel und kein guter Geist fragen und denken. Willst du aber recht wissen, wie Du mit Gott dran siehst und ob dein Wesen ihm gefalle, so höre hieher auf dies Wort, so ists dir bald gesagt: Wer mich siehet oder höret, der siehet und höret auch den Vater. Darum sieh nur darauf, ob dir von Herzen gefällt, was Christus dir predigt und tut durch seine Christenheit als Prediger, Vater und Mutter und andere fromme Leute. Hörest du das von Herzen und bleibest daran hangen, so bist du schön der Sache gewiß und darfst noch sollst nicht zweifeln. Denn was dir diese sagen, das sagt dir wahrhaftig Gott selbst.

Predigt 1537 zu Joh. 14, 10 W. A. XLV S. 522.

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg 1, Kreuzerstraße 3

P.L. 2, D. A. 2760 Stück. Für den Anzeigenteil verantwortlich: Arthur Mühlberg, Weimar

Druck: Germann Böhlau Nachf., Weimar

Zu Luthers Auslegung des Neuen Testaments.

Von Georg Buchwald, Rochlitz i. Sa.

Laufende Auslegungen von Schriften des Neuen Testaments durch Luther befaßen wir bis zur Entdeckung des großen Rörerschen Nachschriftenchatzes nur vom Römer-, Galater- und Hebräerbrief.¹⁾ Um so reicher ist die Auslegung einzelner neutestamentlicher Stellen in Luthers Predigten, deren Kenntnis gleichfalls aus Rörers Handschriften eine ungeahnte Bereicherung erfahren hat (vgl. die Übersicht W. A. 22, XLV—LXXXIII). Die fleißige Hand Rörers hat uns nun aber auch Luthers Vorlesungen über vier weitere neutestamentliche Briefe überliefert (1. Joh. 1527: W. A. 20, 592 ff. Titus und Philemon 1527: W. A. 25, 1 ff. 1. Timotheus 1528: W. A. 26, 1 ff.).²⁾

Da uns hier unmittelbare (darum doppelt wertvolle!) Nachschriften vorliegen mit dem häufigen Gemisch lateinischer und deutscher Worte — der Nachschreiber benutzte die ihm geläufige Abkürzung eines lateinischen Wortes, das er für das gesprochene deutsche Wort einsetzte — und mit vielerlei Abkürzungen und Andeutungen, die zumeist nur der geübte Kenner versteht, so weit dies überhaupt möglich ist, so sind diese für die Allgemeinheit zunächst ungenießbar und unverwertbar, wenn sie nicht, soweit möglich, durch laufende Verdeutschung lesbar und verständlich gemacht werden.³⁾ Ich habe vor zehn Jahren mit der Bearbeitung von Luthers Philemonvorlesung hierfür eine Probe gegeben (Allgem. Ev. Luth. Kirchenzeitung, 1927, S. 391 ff.). Die Schriftleitung bemerkte dazu (a. a. O. S. 391: „Wenn den Lesern diese Auslegung so köstlich dünkt wie uns, werden sie mit uns den Wunsch teilen, D. Buchwald möchte vielleicht auch die Pastoralbriefe in dieser Weise zugänglich machen.“ Dieses Urteil ermutigte zwar mich, an die Bearbeitung weiterer Vorlesungen zu gehen, nicht aber auch einen Verleger, den Druck derselben zu wagen.

Das Folgende soll begründen, warum ich die Hoffnung, daß doch einmal diese

¹⁾ Man könnte noch an die Vorreden zu den Schriften des N. T. (Weim. Ausg. Deutsche Bibel Bd. 7) und die Glossen (Erl. 64) sowie an die Predigten über 1., 2. Petri und Judä (W. A. 12, 259 ff., 14, 4 ff.) denken.

²⁾ Über bereits früher erfolgte Veröffentlichungen aus diesen Vorlesungen vgl. W. A. 20, 592 ff., 25, 1 ff., 26, 1 ff.

³⁾ Vgl. meine „Predigten Luthers auf Grund von Nachschriften Rörers und Lauterbachs bearbeitet“, Band 1, 6.

Vorlesungen weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden, nicht aufgab. Werfen wir einen Blick in die Vorlesung über den ersten Johannisbrief!¹⁾

Es war sehr ernste Zeit, als Luther diese Vorlesung begann.²⁾ Schwere Erkrankung und quälende Seelenkämpfe hatten ihn in den letzten Wochen hart mitgenommen. Dazu kamen kirchliche Kämpfe. In Wittenberg begann die Pest zu wüten. Auch in Luthers Haus brach sie aus. Am 15. August war die Universität nach Jena übergesiedelt. Der Kurfürst forderte Luther auf, mit Weib und Kind gleichfalls nach Jena zu ziehen. Luther hielt es für seine Pflicht, trotzig auszuhalten.

Am 19. August begannen, wohl vor einem recht kleinen Kreise, die Vorlesungen. Der Eingang spiegelt deutlich den Ernst der Gegenwart, aber auch Luthers Glaubenstroß wieder. Diese Worte schon sind ein wertvolles Dokument:

„Der Teufel sieht uns überall an und Gott hat uns zu einem Schauspiel in der Welt gemacht (1. Kor. 4, 9). Da sieht uns an Welt und Teufel, unser Herz und Fleisch und die Schwärmer, daß wir ja keinen Frieden und nichts Gutes haben. Daran sehen wir, daß uns Gott auf die Probe stellen will. Aber er hat uns gegen so viele Übel das Wort gegeben und läßt es uns predigen, die er mitten unter die Wölfe gesetzt hat (Matth. 10, 16), auf daß wir erfahren, wie mächtig sein Wort sei und daß es mehr vermöge als Sünde und Tod. Weil wir nun also angefochten werden von Tod, Sünde, Kettern und dem ganzen Teufel, so habe ich mir vorgenommen, diese Epistel zu lesen, auf daß wir uns gegenseitig trösten und gegen den leidigen Teufel beten, der nicht nur auf Einem Wege uns angreift. Und ich bin gewiß: Gott ist mit uns, der verheißt hat: ‚Ich will dich nicht verlassen noch versäumen‘ (Hebr. 13, 5). Ich werde also diese Epistel ganz schlicht behandeln, damit wir das Wort im Brauch haben. Und alsdann haben wir die Verheißung: ‚Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen‘ (Matth. 8, 20). Also hoffen wir denn, wenn ich in Gottes Namen rede und ihr hört, daß der Herr bei uns sein und in uns durch sein Wort kräftig sein wird.“

Das ist Luthers Trost und Grundgedanke in jenen Tagen: „Wir sind nicht allein. Denn Christus ist mit uns, der wird uns beschützen“ (Brief an Spalatin 19. August und an Hausmann 20. August).³⁾

¹⁾ Predigten über Stellen aus diesem Brief setzen erst bei 3, 13 ein.

²⁾ Vgl. Köstlin, Luther 2, 168 ff.

³⁾ Luthers Briefe (W. A.) Bd. 6, 252, 254.

Manches Selbstbekenntnis findet sich in der Vorlesung. Zu 2, 18 sagt Luther: „Ich pflegte einst zu sagen: Christus, du bist meine Gerechtigkeit, ich bin deine Sünde. Denn das ist die einzige Weise, die Sünde los zu werden. Wer aber gegen diese Lehre kämpft, ist der Antichrist“ (S. 671, 30). Das älteste Zeugnis für dieses von Luther gebrauchte Wort ist der bekannte Brief an Georg Spenlein vom 8. August 1516 (Br. 1, 35, 25): tu, Domine Jhesu, es iustitia mea, ego autem sum peccatum tuum (du, Herr Jesu, bist meine Gerechtigkeit, ich bin deine Sünde). Auch die Tischreden (5 Nr. 5598) bringen das Wort.

Oft gedenkt Luther seines Seelenzustandes in der Mönchszeit. „Ich bin ohne zu klagen ein Mönch gewesen und habe die drei Gelübte andächtig Tag und Nacht gehalten und doch keine Ruhe gehabt, daß ich meinen Orden rein gehalten hätte. Denn da war kein Gotteswort, sondern nur die Meinungen der Doktoren da. Da habe ich elendiglich gelebt“ (S. 672, 16).¹⁾ Zu 1, 3 sagt er (S. 611, 3): „Warum haben wir die Schrift unter der Bank liegen lassen? Mit welchen Qualen haben sie uns gemartert, mit der Verehrung der Heiligen usw. Aus Christus machten wir einen Richter, aus Maria und den Heiligen Mittler. Aber hier steht: durch das Wort, das uns verkündigt wird, haben wir Gemeinschaft mit dem Vater und dem Sohn. Also ist all unsre Mühe zuvor vergeblich gewesen.“ Zu 1, 8 (S. 619, 18): „Wir haben so oft gebeichtet und wollten so weit kommen, daß wir keine böse Regung mehr spürten. Mit unsrer Mühe wollten wir es erreichen, daß wir nicht mehr in Sünden wären. Von andern dachten wir: Die sind im Ehestand, wie könnten sie ohne Sünden sein? Darum wollen wir ins Kloster gehen.“ Zu 1, 10 (S. 628, 40): „Mit Fasten heilt man des Fleisches Begierde nicht, sondern zerstört nur des Leibes Gesundheit. Das beste Mittel aber gegen die Sünde ist sich in Gottes Wort versinken.“

Scharfe Worte finden sich in der Vorlesung über das Mönchtum. Zu 1, 9 (S. 625, 11) sagt er: „Ich habe übel vor dir getan, auf daß du recht behaltest in deinen Worten“ (Ps. 51, 6). In welchen? In denen, da du sagst, wir seien Sünder, wie Gott uns überall mit den zehn Geboten Sünder nennt. Damit Gott also recht behält, bekenne ich mich vor ihm als einen Sünder. Sonst bringt einer einen Sack voll Gebete, Fasten usw. und spricht: Das habe ich getan, daß du mir den

¹⁾ L. bezieht sich auf das von ihm außerordentlich oft (allein in dieser Vorlesung dreimal) zitierte Wort Bernhards (serm. in cant. 20, 1).

Himmel gebest.¹⁾ Das heißt Gott die Ehre und Gerechtigkeit nehmen und uns zuschreiben. Die Mönche zogen den Laien ihre Kappen an und schenkten ihnen ihre Verdienste. Das ist die höchste Gotteslästerung, daß ein armer Mensch einem andern seine Verdienste schenkt. Um deren willen müßten alle Klöster ausgerottet werden.“

„Die Horengedete sind lauter Gemurmcl. Sie lesen sie, aber beten sie nicht. So geht ein Priester durch seine ganze Lebenszeit und betet doch niemals, weil er sich auf die von ihm gelesenen Horen verläßt“ (S. 719, 4). Mehrmals findet sich in den Tischreden (1 Nr. 1072, 3 Nr. 3114) das Wort: „Die Welt ist eine Sammlung von Menschen, die alle väterlichen Wohltaten annimmt und mit Lästerungen und allem Undank vergilt. Wer die Welt noch nicht kennt, der gehe ins Kloster.“ In unserer Vorlesung (S. 665, 1) sagt Luther: mundus sunt monasteria. Schon in der Einleitung zu seiner Vorlesung über den Prediger Salomo (30. Juli 1526; W. A. 20, 11, 25) hatte sich Luther ausführlich über die falsche Auffassung von „Welt“ und die daraus folgende falsche „Weltverachtung“ und „Weltflucht“ ausgesprochen: „Das ist eine unglückliche Verachtung der Welt, wenn einer ganz allein und fern von Menschen lebt, oder des Goldes, wenn einer wie die Franziskaner es wegwirft oder nicht braucht. Das ist aber eine glückliche Verachtung der Welt, wenn einer mitten in den Dingen lebt und doch nicht von ihren Reizen sich gefangen nehmen läßt.“ Diese Gedanken spinnt er in unsrer Vorlesung weiter in einer Weise, die mit der oben erwähnten Tischrede durchaus übereinstimmt.

Zu 2, 15: „Habt nicht lieb die Welt“, sagt er (S. 661, 4): „Man hat den Prediger Salomo falsch ausgelegt. Daher fingen die Franziskaner an das Geld zu verachten. Das heißen sie die ‚Welt‘ verachten. Sie meinen, die ‚Welt‘ sei das, was von Gott geschaffen ist. Aber alle Kreatur Gottes ist gut (1. Tim. 4, 4). Weib, Kind, Gesinde, Haus, Gold, Acker sind gut. Christus hat auch Brot und Geld gehabt, gegessen und getrunken. Wenn die Welt verachten hieß, die Gesellschaft der Menschen fliehen, dann hätte Christus mitten in der ‚Welt‘ gelebt. ‚Welt‘ ist vielmehr der verkehrte Gebrauch der von Gott geschenkten Dinge, der des rechten Gebrauchs der Kreaturen Gottes beraubte Sinn des Menschen, der Gottes Kreaturen nicht recht erkennen und die Dinge der Welt für ihr Vergnügen und ihre Ehre gebrauchen will. Die ‚Welt‘ sind also die Menschen selbst²⁾),

¹⁾ Von hier aus ist Luthers Wort (660, 1) verständlich: „Die Mönche tragen die Welt in den Himmel, [weil sie sagen:] Wer das tut, wird selig.“ (Vgl. das Folgende.)

²⁾ Das gilt ganz besonders von den Mönchen. S. 665, 1: „Jetzt sind die Welt die Klöster. Denn dort herrscht eitel Lust. Da weidet man trefflich die Bäuche ohne alle Sorge.“

insofern sie sich um Gott nicht kümmern und ihren Dingen nachstreben. Die Welt ist der Eitelkeit unterworfen (Röm. 8, 20), der Mensch, selbst eitel, gebraucht alles in eitler Weise. Gott hat Kinder, Schafe, Gold gegeben, aber was er gegeben hat, erkennt man nicht als seine Gabe. Die Mönche sind doppelt Welt, weil sie aus Speise, Kleidung, Stätte, Zeit, Trinken eine Sünde machen.¹⁾ Heißt das Gottes Kreatur brauchen? Ja, ein Mönch liebt sein Kleid, als käme davon das Heil. Das ist ein doppelter Mißbrauch der Kreatur Gottes. Sie verbieten den leiblichen ‚Mißbrauch‘ und geraten in einen doppelten geistlichen Mißbrauch. Sie fliehen die Welt und geraten erst recht in die Welt. — Christus hat mich durch die Taufe mitten in die Welt gestellt, damit Andre durch mein Beispiel gestärkt und ausgerichtet werden. Es ist also gottlos, wie jene die Welt zu fliehen. Welt heißt hier nicht das, was Gott geschaffen hat, sondern eigentlich das in betreff der von Gott geschaffenen Dinge verderbte Herz, die Menschen, die sich von Gott abgekehrt haben, ihn nicht kennen, sich zur Kreatur wenden und sie zu ihrer Ehre und ihrem Genuß brauchen. Zu dieser Welt wird das Evangelium geschickt, daß sie sich zur Erkenntnis Gottes und zum rechten Gebrauch der Dinge aufrichten. Ihr seid in der Welt und in sie geschickt und sollt in ihr leben. Enthaltet euch nur des falschen Gebrauchs der Kreaturen!“

Es ist freilich nicht so leicht, mit der Papstkirche zu brechen (S. 622, 12): „Es ist ein groß Ding glauben können, daß wir allein durch Christi Blut gerecht werden. Unter dem Papsttum war offenkundige Gottlosigkeit, daß man sagte: Die Satzungen der römischen Kirche gelten ebensoviel als die Evangelien, also wird selig, wer sie hält. Dagegen trat Nikolaus Panormitanus auf.²⁾ Trotzdem ist es so schwer vom Papsttum abzutreten, wenn nicht der h. Geist diesen Gedanken eingibt: Wir werden gerecht allein durch Christi Blut. Es ist wohl leicht die Kutte ausziehen, aber es mit sicherem und gläubigem Gewissen tun, weil man überzeugt ist, daß das Mönchtum durchaus Sünde ist, das ist die schwerste Tat, weil die eigene Gerechtigkeit uns anhaftet. Gelange ich aber zu der Überzeugung, daß außer dem

¹⁾ Von hier aus versteht man das oben erwähnte Wort: „Wer die Welt noch nicht kennt, der gehe ins Kloster!“ (Dies Wort ist nach Tischr. 1 Nr. 1073 ursprünglich ein Ausspruch Friedrichs, eines Vorfahren Maximilians.)

²⁾ Nikolaus de Tudeschis (zu Decr. Greg. IX. l. 1 tit. 6 c. 4 Significasti; vgl. W. A. 1, 656, 52; 2, 10, 19).

Blute Christi nichts gerecht macht und man in der Sünde bleibt, dann schließe ich alsbald: also sind des Papstes Satzungen und die Regeln der Väter Betrug.“ „Aber man zwingt uns ja das Kloster zu verlassen“, bekennet Luther (S. 638, 4) in erregten Worten, „weil man solche unsre Predigt nicht hören will. Man zwingt mich, vom Papst abzufallen. Wir bleiben also in jenem Orden, da wir keinen anderen Abt, Bischof oder Papst als Christus haben. Sie haben mich in ihren Orden verdammt und der Papst hat von mir genommen, was sein ist, nämlich den Mönchsorden. Man hat uns hinausgejagt, weil die Prälaten nicht hören wollen, daß Christus allein unser Tröster sei.“

Immer wieder wird Luthers Auslegung zu einem Lobpreis des Wortes Gottes, dem der Kampf des Teufels gilt. Bei der Auslegung von 4, 1 (730, 15) erwähnt Luther ein Wort Martin Pollichs: „Ist der Richter [die Schrift] weg, wer wird die Geister richten?“ In der von Jakob Propst stammenden Aufzeichnung (vgl. W. A. 20, 594) steht dafür (S. 730, 35): „Martin Pollich sagte: Laß Doktoren Doktoren sein! Man soll nicht hören, was die heilige Kirche, sondern was die Schrift sagt.“ Viel ausführlicher bringt Mathesius (Lutherhistorien ed. Loesche S. 22, 28 ff.) das Wort, wie er es aus dem Munde Valentins, des Bruders Pollichs gehört hat.¹⁾ Wertvoller ist sicher die von Körer unmittelbar aus Luthers Munde aufgezeichnete Fassung.

Eindringlich warnt Luther vor Spekulationen über Gott und Christus. „Bleibt bei der Schlichtheit und gewöhnt euch vom Herrn Jesus zu reden, wie die Schrift redet!“ (S. 603, 3). „Ich weiß von keinem andern Gott als dem in der Menschheit Christi. Verirrst du dich von dieser Person, die von Maria geboren ist, und suchst sie anderswo, so führt dich der Teufel“ (S. 605, 9). „Wir fassen keinen andern Gott als den, der in jenem Menschen ist, der vom Himmel kam. Ich fange bei der Krippe an“ (727, 6).

Ohne Gottes Wort muß der Mensch entweder der Vermessenheit oder der Verzweiflung verfallen. „Dem Teufel liegt gar daran, daß das Herz entweder vermessen werde oder verzweifle. Hat er das Wort ‚Barmherzigkeit‘ weggenommen, so hat er gesiegt, entweder in Vermessenheit oder in Verzweiflung. Denn, wenn er seine Leute gerecht macht, macht er sie viel gerechter als Gott und führt sie also zur Vermessenheit, aus der sich niemand herausreißen kann. Oder er

¹⁾ Vgl. Volz, Die Lutherpredigten des Joh. Mathesius, 1930, S. 219.

führt sie zur Verzweiflung, indem er ihnen nur ihre Sünden vorwirft“ (zu 2, 1; S. 634, 2).

Zur Rechtfertigung sagt Luther bei der Auslegung von 1, 9 (S. 626, 3): „Er ist treu und gerecht. Treu, weil er seine Verheißung hält. Du mußt also fest überzeugt sein, daß es die Wahrheit Gottes ist, darauf wir uns sicher und unfehlbar gründen, daß er dir Vergebung der Sünden verheißt. Daran zweifle nicht: er wirds tun. Sodann ist er gerecht, wird dir nicht unrecht tun, wenn du ihm mit ganzem Herzen Gerechtigkeit und Vergebung der Sünden zuschreibst. Das ist der wahrste Gottesdienst. Dann ist Gott in meinem Herzen, wenn ich vor ihm niederfalle und in mir nichts Gutes und keine Gerechtigkeit finde. Wenn aber der Sünder Gott seine Sünden bekennt, so bewegt er Gott, daß er treu sei, ihm seine Verheißung halte und Vergebung der Sünden gewähre und spricht: Du sollst gerecht sein; denn ich kann nicht leiden, daß ich dich nicht wiederum gerecht mache, während du mich gerecht machst.“

Bei der Auslegung von 2, 5 sagt er (S. 644, 19): „Die Christen haben zwei Vorrechte. Das erste und höchste ist die Erkenntnis Christi oder Christus selbst, in dem wir nicht nur vollkommene Liebe, sondern alle andern christlichen Tugenden vollkommen haben. Denn in Christus ist keine Sünde, sondern alles ist im höchsten Maße heilig und rein. Alsdann haben sie die Erstlinge des Geistes und die Gabe, das Gesetz irgendwie zu erfüllen. Obgleich aber, so lange wir in diesem Fleisch leben, diese spätere Gerechtigkeit, mit der wir dem Gesetz Genüge leisten, niemals vollkommen sein kann, so wird doch, weil wir außer dieser unserer Gesetzesgerechtigkeit noch eine andre außer uns liegende Gerechtigkeit haben, nämlich die Gerechtigkeit Christi, die durch den Glauben unser ist, auch jene unsre unvollkommene Gerechtigkeit als vollkommene Gerechtigkeit angerechnet. Denn Christus macht mit seiner Gerechtigkeit Gott einen solchen Nebel vor den Augen, daß er keinen Sünder sehen kann. So groß ist die Gerechtigkeit Christi, daß sie vor Gottes Antlitz die Sünden der Menschen zudeckt, daß er keine sieht.

Wegen der Wichtigkeit des Artikels von der Rechtfertigung ermahnt Luther seine Zuhörer (S. 746, 6): „Wenn ihr Stellen findet, da von der Rechtfertigung die Rede ist, die merkt euch fleißig! Denn der Satan ist diesem Artikel feind wie ein brüllender Löwe. Wenn aber einer an seiner Gerechtigkeit verzweifelt, aber sich

durch seine Sünden nicht erschrecken läßt, und einsältig erkennt, daß durch Christi Blut Heil ist, da siegt der Satan nicht.¹⁾

Aus dem, was Luther über die Rechtfertigung gesagt hat, ergibt sich auch das rechte Christusbild. „Vergib ihnen, Vater“, spricht er zu Gott. Vertraue auf Gott! spricht er zu uns. Mit der einen Stimme versöhnt er Gott, mit der andern stärkt er uns. Eine solche Meinung von Christo müssen wir im Herzen haben. Wer die hat, stirbt mit Freuden. Wie Ambrosius gesagt hat²⁾: „Ich habe unter euch nicht so gelebt, daß ich mich schämen müßte, nicht schändlich, daß ihr Unehre von mir hättet; auch zu sterben fürchte ich mich nicht, weil wir einen guten Herrn haben.“ Solche Meinung von Christo zu haben, dazu helfe uns Gott! Es ist ein trefflicher und goldener Text. Christus ist nicht ein solcher, wie wir ihn uns eingebildet haben, daß wir ihn mit Messen versöhnen oder seine Mutter zu ihm schicken mußten, daß sie ihm ihre Brüste und ihren Schoß weise³⁾, sondern du mußt zu Christus sagen: „Ich habe keinen andern Bischof, Doktor und Tröster. Du läßt von dir predigen, du seist alles. Hilf nur, daß wirs glauben.“ Wer sich aber Christus anders vorstellt, als er hier beschrieben wird, der hat an ihm nicht einen Versöhner, sondern ein neues Wunderding, einen, der erst versöhnt werden müsse und zur Rechten Gottes sitze. So haben wir uns ihn vorgestellt. Zehn-, hundert-, tausendmal liefen wir lieber zur heiligen Jungfrau als zu Christus“ (S. 636, 4). „Wir müssen beten um die Gnade, daß wir bei dem Worte bleiben, das uns Christus als Fürsprecher vorstellt, d. h. als Tröster und Vertreter, der das Beste für uns redet. Aber wir haben aus Christus den Richter vor dem jüngsten Tage gemacht. Darum fürchten und hassen wir ihn und fliehen zur Jungfrau Maria. Diese denken wir uns ohne Stachel, Zorn und Galle. Also hat die ganze Welt ihre Zuversicht auf sie gesetzt“ (S. 635, 15).

Die Bedeutung der Werke des Christen leitet Luther (zu 3, 2; S. 698, 3) aus der Gotteskindschaft ab: „Wir werden Kinder durch Gottes Gnade. Wir sind zu Kindern gemacht. Um so viel weniger machen's die Werke, daß wir Gottes Kinder werden. Oder soll etwa ein Kind von seinem gütigen Vater denken: Ich habe einen so harten Vater, darum will ich ihn freundlich stimmen. Ein

¹⁾ Vgl. auch S. 751, 20.

²⁾ Legenda aurea 87, 1.

³⁾ Vgl. Bernhard, serm. in nat. Mar. 7.

Kind Gottes sagt vielmehr: Ich freue mich und mein Herz geht in Sprüngen, daß ich einen gnädigen Gott habe. Nun will ich in kindlicher Freiheit und mit Freuden tun, was meinem Vater gefällt. Die Werke der Christen verdienen also nicht etwas, sondern die Kindschafft wird durch sie gewisser und kräftiger. Es steht also in vollem Widerspruch: ein Kind Gottes sein und durch Werke die Gnade verdienen wollen. Ist einer ein Kind, so hat er bereits alles, wie der Apostel spricht (Röm. 8, 32): Welcher auch seines eingeborenes Sohnes nicht hat verschonet, sondern hat ihn für uns alle dahingegeben, wie sollte er uns mit ihm nicht alles schenken?“

Das allgemeine Priestertum des Christen liegt bereits in seinem Namen. Darüber spricht sich Luther zu 2, 20 (S. 676, 5) aus: „Damit rührt Johannes, woher wir Christen heißen. Im Hebräischen ist das Wort Salbung ein hell¹⁾ Wort und klingt nicht, wie man sonst andre Dinge salbt, sondern ist eigentlich ein Priester- und Königssalben und ein priesterlich und königlich Wort. Das bringt das lateinische, griechische und deutsche Wort nicht mit sich, sondern da ist's ein ander Wort, bei dem man an eine Badersalbe denkt. Im Hebräischen heißt's eigentlich, wie man die Priester und Könige gesalbt hat. Die sind priesterlich und königlich geweiht. Daher haben die Papisten sich allein Christen genannt²⁾, ohne zu bedenken, daß „Gesalbte“ der allgemeine Namen der Christen ist. Denn Christ heißt einer daher, daß er die Salbung hat und ein Gesalbter und ‚Messias‘ ist. Diese Salbung ist aber nichts andres als der heilige Geist, wie der Psalm (45, 8) spricht: ‚Darum hat dich Gott, dein Gott, gesalbt mit Freudenöl.‘ Summa Summarum: Salbung ist der heilige Geist und die geistliche Salbe macht zu Priestern und Königen, wie Christum so auch die, die Christo anhängen, von dem wir den Namen haben. Es ist mir leid, daß wirs in andern Sprachen nicht geben können. Wenn ich ein Franziskaner bin, so habe ich den Namen von der Regel des Franziskus, bin aber nicht deshalb ein Christ. So nimm alle Namen, die du erdenken kannst: Christen heißen sie nur vom Werke Christi. Christus allein zieht uns den Namen an. Und allein mit diesem Namen werden alle Werke und Klöster verdammt. Es ist fest beschlossen: niemand

¹⁾ Oder sollte „heilig“ zu lesen sein?

²⁾ Luther fügt hinzu: Nolite tangere meos. Offenbar meint er 1. Chron. 16, 22: Nolite tangere christos meos. [Rührt meine Gesalbten nicht an!] Die römische Kirche bezog das auf die gesalbten Priester.

kommt zu Gott denn ein Gesalbter und ein Christ. Mag daher ein Christ noch so gering sein: ich gebe ihm gern die Ehre und erniedrige mich vor ihm. Ein Christ heißt also von der Salbung, d. i. vom heiligen Geist.“

Das sind nur kurze Mitteilungen aus Luthers Vorlesung über den ersten Johannisbrief. Sie dürften aber genügen als Beispiele, die uns deren Wert bekunden und vielleicht in manchem Leser das Verlangen wecken, sie in ihrem ganzen Umfange kennenzulernen. Wie Luther — und damit sicher auch seine Zuhörer sie gewertet haben, sagen seine Schlußworte (S. 801, 4): „Johannes hat uns die christliche Lehre vom Glauben, der Liebe und dem Kreuz gelehrt. Alles habt ihr frei: Kleider, Personen, Zeiten und Orte, nur besleckt euch nicht mit Götzendienst! Der Herr Jesus gebe, daß wir mit unserm Geist und Sinn die apostolische und christliche Lehre erfassen!“

Aus D. M. Luthers Psalmen-Auslegung.¹⁾

Der 47. Psalm ist eine Weissagung von Christo, wie er sollt aufahren und ein König werden über alle Welt, ohn allen Schwertschlag, allein durch Jauchzen, Singen und Posaunen, das ist: durch die fröhliche Predigt des Evangeliums, gleichwie die Mauern Jerichos fielen durch Posaunen und Jauchzen, ohn alle Waffen.

Der 127. Psalm ist ein Lehre-Psaln, denn er lehret, daß weltlich Regiment und Haushalten eitel Gottes Gaben sind und allein in seiner Hand stehet. Denn wo er nicht Friede und gut Regiment gibt, da hilft keine Weisheit, Ordnung, Streit noch Rüstung, Friede zu erhalten. Wo er nicht Glück mit Weib, Kind und Gesinde gibt, da ist alle Sorge und Arbeit umsonst.

Der 1. Psalm ist ein Trost-Psaln. Der vermahnet uns, daß wir Gottes Wort gern sollen hören und lernen und tröstet uns, daß wir groß und viel Guts davon haben, nämlich, daß alle unsere Worte und Werke sollen glücklich sein wider alle Feinde, gleichwie ein Palmaum im Wasser grünet und Frucht bringet wider alle Hitze und Frost. Welches Menschenlehre nicht tut, sondern wie der Wind die Spreu verweht, also vergehen sie auch. Denn

¹⁾ Proben aus „Summarien über die Psalmen“ 1531—1533 W. A. XXXVIII 1 ff. in der Reihenfolge der Einteilung der Psalmen durch den Reformator.

Gott hat auch Gefallen an solchen Schülern seines Worts (spricht er), aber die andern läßt er untergehen.

Der 13. Psalm ist ein Bet=Psalm wider die Traurigkeit oder Schwermut des Geists, welches zuweilen kommt vom Teufel selbst, zuweilen auch von Menschen, so wider uns handeln mit bösen Tücken und Praktiken, daß wir müssen betrübt werden, wenn wir solche große Bosheit wider uns sehen. Aber das Gebet ist stärker als alles Unglück, wie dieser Psalm hie ein Exempel gibt, damit wir ja sollen getröstet sein und lernen allerlei Unfall nicht sich bekümmern und betrüben noch damit sich im Herzen beißen und fressen, sondern zum Gebet uns halten und Gotte solchs alles klagen, gewiß, daß wir erhöret und endlich erlöset werden, wie Sankt Jakobus auch sagt (5, 13): „Ist jemand betrübet, der bete!“

Der 145. Psalm ist ein Dank=Psalm für das Königreich Christi, so zukünftig war, und treibet sehr das hohe Werk Gott loben, seine Macht und sein Reich rühmen. Denn Christi Reich und Macht ist unter dem Kreuz verborgen. Wo mans nicht durchs Predigen, Lehren und Bekennen rühmete, wer könnte etwas davon denken, geschweige denn wissen? Es ist aber seine Macht und sein Reich der Art, daß er aufhilft den Gefallenen, sich annimmt der Elenden, die Sünder fromm, die Toten lebendig macht. Ja, er ist, der alles ernähret, der seiner Heiligen Anrufen erhöret, tut, was sie begehren, sie behütet etc.

Das Kreuz Christi bei Luther.¹⁾

Von Otto Bachmann, Bad Tölz.

Christus kann vergeben, weil er das Herz des Vaters kennt und weil der Vater will, daß durch ihn sein Vergebungswille offenbar werde. Vergebung ist also eine völlig grundlose, nur in der Liebe begründete Tat Gottes. Sie hat vor allem

¹⁾ Nach dem Sermon von der Betrachtung des heiligen Leidens Christi und dem Sermon von der Bereitung zum Sterben.

Der Stellennachweis erfolgt stets aus Clemen, Band I, wörtliche Wiedergaben durch Angabe der Seiten und Zeilen, allgemeine sinngemäße Hinweise durch Angabe der Abschnitte mit römischen Zahlen.

auch — wie jedes echte Vergeben — keinen Grund im Menschen; denn Vergebung setzt Schuld voraus. Schuld aber macht immer vergebungsbedürftig und vergebungsunwürdig zugleich. Auch Christi Tod schafft für Gottes Handeln keinen Grund, weder so, daß um dieser „Genugtuung“ willen Gott erst vergeben könnte — denn Christi Tod ist schon Tat unbegreiflicher göttlicher Liebe, noch so, daß der Auferstandene, indem er vergibt, den Menschen dadurch des Vergehens würdig machte — auch als „Christen“ bleiben wir Sünder. Ist dann aber Gottes vergebendes Handeln überhaupt noch — menschlich geredet — sittliches Handeln, nicht ein einfaches Übersehen der Schuld, eine Verharmlosung der Forderung, ein Außerkraftsetzen des uns schuldig sprechenden Gesetzes? Und was bedeutet dann noch das Kreuz? Beide Fragen gehören zusammen und wir werden sehen, daß sie sich gegenseitig beantworten. Damit gehen wir zu Luther und zur Betrachtung seiner beiden sermones über.

I. Das Kreuz Christi als Zeichen des Durchbruchs göttlicher Liebe durch göttlichen Zorn.

Was ist auf Golgatha eigentlich geschehen? Luther hat darauf eine dreifache Antwort. In einem weitesten Kreise redet er lediglich davon, daß Christus am Kreuz Sünde, Tod und Hölle überwunden hat. Er stellt also — fast möchte man sagen rein phänomenologisch — von Ostern her fest, daß der Tod über Christus keine Macht gehabt hat, daß die Sünde „nicht mochte auf ihm bleiben“, daß die Hölle ihn nicht behalten hat.

Aber mit dieser Feststellung erhebt sich natürlich sofort die Frage, wie Tod, Sünde und Hölle überhaupt dazu kommen konnten, ihre Macht an ihm zu erproben. Davon spricht Luther im nächstengeren Gedankenkreis: Christus hat meinen Tod, meine Sünde und meine Hölle auf sich genommen und überwunden. Hier wird die Sprache also bekennnishaft. Der Zorn Gottes, welcher mich hätte treffen sollen, hat ihn getroffen. Christus hat sich „für mich in das selb Urteil ergeben“ (S. 156, 36). Das Kreuz ist ein „ernster Spiegel“, in ihm sehe ich mein Schicksal, das ich verdient habe und das mir auch bevorsteht, wenn ich mich nicht in Ihm gestraft sein lasse; denn „was dieser Spiegel anzeigt, muß also sein überschwenglich“ (S. 156, 31). In unerhörter Gleichzeitigkeit kann Luther geradezu sagen: „Ich habe Christus gekreuzigt. Die Juden sind meiner

„Sünden Diener“ gewesen.“ „Darum, wenn du die Nägel Christi siehst durch seine Hände dringen, glaub sicher, das sind deine Werke, siehst du seine Dornenkrone, glaub', es seien deine bösen Gedanken.“ (S. 156, 25.) Denselben Gedanken kann Luther auch in Form eines Trostwortes aussprechen (158, 40). Vor allem im Tode, bei der „Bereitung zum Sterben“ soll man den drei die Seele „unordentlich bestürmenden“ Bildern des Todes, der Sünde und der Hölle das dreifache Bild Christi entgegensetzen: das Lebensbild wider den Tod, den er überwunden hat durch seine Auferstehung, das Gnadenbild wider die Sünde, die er besiegt hat durch seinen unüberwindlichen Gehorsam, das himmlische Bild, daß er, verlassen von Gott, als ein Verdammter die Hölle überwunden hat durch seine allmächtigste Liebe. (Daß Luther hier nicht allgemein von der Überwindung der Mächte redet, sondern von *d e i n e m* Tod, deiner Sünde und deiner Hölle, geht zwar nicht aus der oben angeführten Stelle [S. 167, 24], wohl aber aus dem ganzen Zusammenhang hervor [S. 166, 3. 12. 29].)

Aber wie konnte denn Christus überhaupt meinen Tod, meine Sünde und Hölle auf sich nehmen und wie hat er sie überwunden? Luther sagt: durch sein in der Auferstehung kund werdendes Leben¹⁾, durch seinen unüberwindlichen Gehorsam und durch seine allmächtigste Liebe. Damit treten wir in den engsten der drei konzentrischen Kreise ein, von denen jeder das Geschehen auf Golgatha als Ganzes umschließt und jeder nächstengere den Gedanken des weiteren in sich aufnimmt. War das erste eine rein phänomenologische, das zweite eine bekennnishafte, so möchte ich das dritte eine theologische Betrachtungsweise des Kreuzes Christi nennen.

Leben nämlich als Lebensführung kann gewonnen und verloren werden, Gehorsam muß immer freier Gehorsam sein, Liebe immer frei sich schenkende Liebe. Hat Christus durch Gehorsam und Liebe, durch Erfüllung seines Berufslebens überwunden, dann hat er in völliger Freiheit sein Leben von sich gelassen; dies aber setzt voraus, daß er auch die Macht gehabt hat, es zu behalten. Sein Gehorsam und seine Liebe waren also auf die Probe gestellt, das Werk seines Lebens war wirklich gefährdet. Nur so hat Christus Tod, Sünde und Hölle über-

¹⁾ „Christus ist nichts denn eitel Leben“ (S. 165, 22). Als mit „Gehorsam“ und „Liebe“ konkurrierend muß auch mit „eitel Leben“ ein sittlicher Begriff gemeint sein, d. h. nicht seine = unsere in den Tod gegebene Lebendigkeit, sondern seine eben in Gehorsam und Liebe geübte und gewonnene Lebensführung (*vita, quam, nicht qua vivimus*).

wunden, nur so meine Sünde, meinen Tod und meine Hölle, daß er deren Anfechtungen zutiefst in sich selbst durchlitten hat und darin Sieger geblieben ist. „Zum Überfluß hat er nicht allein in sich selbst die Sünde, Tod und Hölle überwunden und uns vorgehalten zu glauben, sondern auch zu mehrem Trost auch selbst die Anfechtung erlitten und überwunden, die wir in diesem Bilde haben. Er ist ebenso wohl angefochten mit des Todes, der Sünde und der Hölle Bild als wir“ (S. 167, XIV). Zunächst waren es freilich nur die Juden, die sich über seinen Tod, seine Schande und Hilflosigkeit lustig machten, und ihn darum verhöhnten, aber indem sie ihm so die Bilder des Todes, der Sünde und der Hölle „zutrieben“, wurden diese ihm zur eigenen Anfechtung. Auch er sah ja seinen Tod vor Augen und ging mit Zittern und Zagen in das Dunkel hinein. Auch bei ihm hatte die Sünde an der „Blödigkeit der Natur“ (S. 163, 13) einen Angriffspunkt, auch bei ihm bedrohte die leibliche Todesfurcht seine Todeswilligkeit. Der Spott der Juden über seinen Messiasanspruch belastete nicht nur schier untragbar seine Liebe zu den Menschen, sondern wollte auch sein eigenes Messiasbewußtsein erschüttern. Ihm selbst wurde so sein Schicksal zur Gottesfrage; denn in alledem, daß sich die Sünde so an ihm austoben durfte, daß ihm die Menschen selbst zur Versuchung werden wollten, sah und fühlte er Gottes Jorn über sich „miteingewickelt“ (S. 163, 18). Gerade diesen „Bruch“ zwischen ihm und dem Vater hat Luther — im Gegensatz etwa zu Anselm — gesehen und aufs stärkste betont. Christus ist schon am Kreuz in die Hölle gefahren (S. 166, 29). Es hat wirklich Strafe auf ihm gelegen, Gott hat ihn wirklich zu einem Sünder gemacht und in die Hölle der Gottverlassenheit, in das Gefühl eigener Verworfenheit gestoßen. Als Bote Gottes von der Sünde der Menschen in den Tod getrieben, und als unser Bruder von Gott mit dem ganzen Fluch des Gerichtes belegt, hing er als der Einsame zwischen Himmel und Erde. Nur der Glaube, nicht das Wissen um seine Sohnschaft, nicht das Wissen um seine Unschuld, hielt ihn bei Gott. Nur seine Liebe zu Gott ließ ihn in der Hölle nicht zum Empörer werden, der sich in solcher Stunde „nach einem anderen Gott gesehnt“ hätte. Nur echte Feindesliebe, die den Feind wirklich als Feind fühlt und erleidet, konnte ihm die Fürbitte um Vergebung in den Mund legen. So hat Christus die Mächte nicht äußerlich besiegt, sondern bis zu Ende durchlitten und darin innerlich überwunden. Nicht mit einem Fluch auf den Lippen, nicht als Empörer gegen Gott ist er gestorben, sondern er hat alles, sein Leben, die Frucht seines

Lebens, seinen Geist, in die Hände dessen gelegt, der ihm alles zu nehmen schien und den er doch Vater nannte.

Damit hat er aber nicht nur den Fürsten dieser Welt entmündigt, sondern auch vollendeten Gehorsam geübt. Wir sterben immer mit einem leisen Vorwurf, daß uns Gott gerade jetzt ruft, wir sterben in Mißtrauen und Furcht, ob wir wirklich in seine Hände fallen, mit einem Unwillen darüber, daß Gottes Gnade gerade so und nicht anders mit dem Heil der Menschen bestellt hat. Doch Christus ist, obgleich er wie nie ein Mensch versucht war, gestorben, wie ein Mensch nach Gottes Willen sterben soll. Zugleich aber hat er damit Gottes Gericht über die Sünde — nicht nur damals, als er es selbst über Jerusalem und die Stätten seiner Wirkksamkeit verkündete, sondern auch als es sich über ihn selbst entlud — als zu recht bestehend, anerkannt und Gottes Zorn in seinem Tode geheiligt. So ist der, der uns die Vergebung verkündet, immer auch der, der Gottes Gebot für sich am schwersten genommen hat. Ja nur deshalb darf er überhaupt vergeben; denn wer selbst schuldig geworden ist, kann nur bei anderen übersehen, was er bei sich selbst übersieht. Weil so Gottes vergebendes Handeln für uns an das Kreuz gebunden ist, darum kommt es immer als Wunder, nie als Selbstverständlichkeit zu uns. Darum erfahren wir es als Durchbruch durch eine heilige Ordnung, die gerade durch das Kreuz ihre höchste Bestätigung erfährt.

II. Das Kreuz Christi als Zeichen des Durchbruchs des neuen Menschen durch den alten Adam.

Gott vergibt dem Menschen. Dieser einfache Satz schließt ein doppeltes Wunder in sich. Wir haben bisher von dem Subjekt des Satzes gesprochen, d. h. von der Unbegreiflichkeit, daß der Gott des Gesetzes der Gott der Gnade, daß die Bibel Gesetz und Evangelium zu gleicher Zeit und mit gleichem Ernste sein kann, und wir fanden diese Unbegreiflichkeit schaubar und faßbar im Kreuz: der vergibt, stirbt. — Nun hat der Satz: „Gott vergibt dem Menschen“ auch ein Objekt: Was bedeutet es für den Menschen, für den hoffnungslos gefallenen Menschen, wenn ihm von Gott vergeben wird? Begnadigung ist doch Ausnahme! Für uns aber ist Vergebung die einzige Möglichkeit, vor Gott zu leben. Wenn Christus die Handschrift, so wider uns war, aus dem Mittel getan und ans Kreuz geheftet hat, wenn er, indem er gehorsam war und für uns unsere Übertretung gesühnt hat, des Gesetzes Ende geworden ist, sind wir da

nicht frei von seiner Beobachtung? Der Begnadigte weiß um seine Verurteilung! Aber wissen wir es? Wird nicht doch über uns hinweg entschieden, ohne daß wir auch nur die Notwendigkeit der Vergebung eingesehen hätten? Der Begnadigte hat Bewährungsfrist, müssen wir uns auch bewähren? Wie aber können wir das, die wir tot sind in unseren Sünden? Sollte auch hier das Kreuz die Lösung sein und die Antwort auf das zweite Geheimnis jenes einfachen Satzes lauten: dem vergeben wird, stirbt?

Auch hier wollen wir von Luther lernen. Wie kommt es denn überhaupt dahin, daß Menschen wirklich in das durch das Kreuz bereitete und in der Vergebung bestehende neue Gottesverhältnis eintreten? Diese Frage beantwortet Luther in dem Sermon von der Betrachtung des heiligen Leidens Christi. Der thematische Satz dieser kleinen Abhandlung ist der, daß es „das eigentliche Werk des Leidens Christi sei, den Menschen sich (sibi) gleichförmig zu machen (157, 13; 158, 10). Solche Gleichförmigkeit aber soll aus der Betrachtung des Leidens Christi erwachsen. Wie ist das möglich?

Luther stellt sich nacheinander zwei Bilder vor die Seele, „bildet sie sich ein“, so daß sie in ihn eingehen und zu Bestimmtheiten seines Wesens werden. Das Bild vor ihm legt also einen „Weg“ in ihn hinein zurück. Und diesen Weg gilt es zunächst zu betrachten. Das erste Bild ist das Kreuz (IV—XI). Es redet eine ernste Sprache von der Größe des göttlichen Jorns, von Gottes „unwankelbarem Ernste“, es klagt mich an um meiner Sünde, um meiner Schuld an Christi Tod willen, also daß mir „das Gewissen abfällt“ und „die Welt mir zu enge wird“. In dem Maße aber, als mir so „meine Seele verschmachtet, beginne ich Christi Leiden gleichförmig zu werden“; „wie Christus an Leib und Seele jämmerlich in unseren Sünden gemartert wird, müssen wir auch ihm nach also gemartert werden im Gewissen von unseren Sünden“ (S. 157, 15). Ich werde in Selbsterkenntnis und Selbstanklage hineingeführt, verliere „alle Lust, Freude und Zuversicht, die man haben mag von Kreaturen, gleichwie auch Christus von allen, auch von Gott verlassen war“ (S. 158, 11). Solcher Schmerz im Gewissen wandelt den Menschen „wesentlich“, „erwürget den alten Adam“ und „gebietet den Menschen neu ganz wie die Taufe“. Freilich kann von Wiedergeburt hier nur nach der negativen Seite hin die Rede sein, sofern sie eben den Tod des alten Adam bedeutet. Wer hier stehen bleibt, der bleibt im Tode, in der Verzweiflung; auch die, die nun anfangen „sich mit ihren Sünden im Herzen zu beißen und zu

fressen“, denn diese bleiben im Tode der Gesetzhlichkeit. Die Sünde darf nicht im Gewissen bleiben, darum geht Luther zur Betrachtung des zweiten Bildes, des Ostermorgens über (XII—XIV).

Wir sehen den Auferstandenen ohne Schmerzen, ohne Wunden, „das ist keiner Sünde Anzeigung“. Wo sich aber die Folgen nicht mehr zeigen, da muß auch die Ursache aufgehoben sein: Christus hat die Sünde überwunden — aber eben auch meine Sünde. Dieselbe Tatsache, daß Gott Christum für mich zur Sünde gemacht hat, treibt mich beim Anblick des Kreuzes in ein Verzagen und wird mir beim Anblick des offenen Grabes zum Grunde meines Trostes. Denn Gott hat Christum auferweckt. Das bedeutet nicht nur Überwindung des Todes, das bedeutet vor allem das Ja Gottes zu dem Werk seines Sohnes. Nun dürfen wir „durch Christi Herz hindurch weitersteigen zu Gottes Herz“ und erfahren, daß die Tat am Kreuz Gottes eigenster Wille war. Das Bild des Auferstandenen vor uns ist längst in uns eingegangen. Es brachte uns Frieden und Trost, wir durften erfahren, daß Gottes Zorn seiner Liebe gewichen ist, und wie um dieses unbegreiflichen Wandels willen Glaube und Liebe zu Gott in uns erwachten. Dieses Erwachen ist das Werden des neuen Menschen: wir werden „in Gott neu geboren“.

Wir sehen, die Wege der beiden Bilder laufen völlig parallel: Christi Tod wirkt meinen Tod, Christi Auferstehung wirkt meine Auferstehung. Beide Bilder gehen in uns ein als „ein Sakrament, das in mir wirkt“ (S. 160, 2). Am Ende dieser „Entwicklung“ steht der neue Mensch. Seine Wesensbestimmtheiten sind einerseits bußfertiger Glaube, der sich „mit ganzem Wag darauf verläßt, daß wir durch ihn rechtfertigt geworden sind“, und andererseits eine aus Vergebung und aus Erfahrung der Vergebung heraus geborene innere Sünden„losigkeit“. Der neue Mensch hat also von Anfang an zwei „Seiten“, er ist vor Gott grundsätzlich gerecht („denn sein Herz ist in Christo bestetigt“) und vor der Welt grundsätzlich heilig („den Sünden feind aus Liebe“ S. 159, 59).

Weiter ist im Blick auf diese beiden „Bildreihen“ noch ein Dreifaches zu sagen.

1. Ostern gehört für Luther zur Betrachtung des Leidens Christi mit hinzu. Das scheint aber nur im ersten Augenblick befremdlich. Karfreitag allein sagt allenfalls, daß Christus den Kampf mit Gottes Zorn, mit der Macht des Todes und der Sünde auf sich genommen hat, über den Ausgang selbst sagt er nichts. Erst

Ostern bringt Licht, erst Ostern schafft Glauben. Darum ist also für uns alle — nicht nur für Luther — Ostern immer mit eingeschlossen, wenn wir von dem Kreuze als dem Ertrage des Lebens und Leidens Christi für uns reden.

2. Nach dem bisher Gesagten könnte man, ja muß man geradezu den Eindruck haben, als handle es sich bei der Wiedergeburt des Menschen, in dessen Werden wir hier einen Blick tun dürfen, um eine rational erklärbare Sache, um eine psychologisch zu deutende Reaktion meiner auf diese Bilder abgestimmten Seele, so daß man diesen „Vorgang“ ohne weiteres verfolgen, erklären, ja wohl gar selbst in „Szene setzen“ könnte. Wo bleibt hier der Gnadencharakter der Wiedergeburt? Wo das Irrationale des neuen Menschen? Wo die Spannung des *iustus et peccator*? Auch für Luther bleibt es natürlich bei dem Geheimnis um den neuen Menschen. Wir können die Geburt von oben nicht nur nicht selbst vollziehen (a), wir vermögen nicht einmal reflektierend (b) sie zu „überwachen“.

a) Der Weg zum Tode des alten Menschen führt über echte Reue, der Weg zur Wiedergeburt nur über wagenden Glauben. Beide aber, Reue wie Glaube, liegen frei in Gottes Hand; wir können um diese Güter nur bitten (S. 157, 33; 159, 19). Somit ist auch der neue Mensch Schöpfung Gottes.

b) Als solche ist sie aber immer auch unkontrollierbar. Sie vollzieht sich in mir in einer Tiefe, deren ich selber nicht mehr mächtig bin, so daß mir nicht nur die Wirkungsweise, sondern auch der Wirker selbst verborgen bleiben kann. Gerade wer um seines Herzens Härte willen betrübt ist und sich selbst mißfällt, weil er „zu dürre“ ist zur Buße, gerade bei dem ist Christi Leiden „heimlich und wahrhaftig“ und „mag wohl sein, daß er nicht weiß, daß Christi Leiden in ihm solches wirkt“ (S. 158, 18). „Und ebenso wird der Glaube gegeben, zuweilen öffentlich, zuweilen heimlich“, so daß man sagen kann, überall, wo ein Mensch zur Selbsterkenntnis und zum Glauben kommt, da ist Christi Leiden am Werke.

3. Ja, wir müssen sagen, da ist Christus selbst am Werk. Denn wenn Luther sagt, daß das Leiden Christi als Sakrament wirke (wie die Taufe X, wie die Messe II), und das Ergebnis dieser sakramentalen Wirkung die Wiedergeburt ist, so ist damit nicht nur die Erklärung der Wiedergeburt als Ergebnis mystischen Erlebens, sondern auch die als Folge magischer Umwandlung zurückgewiesen. Nicht meine gesteigerte Religiosität und nicht das Sakrament als sol-

ches, sondern Christus selbst als Herr des Sakramentes schafft meiner von innen heraus mächtig in sakramentaler Tiefe den neuen Menschen. Gerade als Wirkung des Sakramentes ist die Neuschöpfung Gottes freie Tat; „denn dieser Punkt ist allein in Gottes Hand frei“ (S. 159, 20) ... „wie Gott denn weiß und will; denn es will frei sein und ungefangen“ (S. 158, 10). Damit aber wird ein Dreifaches sichtbar:

Erstens daß Luther damals schon zutiefst mit der magischen Sakramentsauffassung der katholischen Kirche gebrochen hat (S. 155, III; 158, 1. 24).

Zweitens, wie wenig der rechtfertigende Glaube ein Werk des Menschen, daß er vielmehr ein Werk Christi in uns ist.

Drittens aber wird deutlich, wie wenig Gottes rechtfertigender Spruch über einen Menschen ein willkürlicher Akt ist; denn sein versöhnendes Wort können immer nur die vernehmen, die unter den ausgebreiteten Armen Christi stehen. Die Wahrheit der forensischen Rechtfertigungslehre wird damit nicht berührt; denn Christus als die Gnade Gottes in Person lehrt ja bei Sündern ein. Wesentlich klarer jedoch, als bei einer rein juristischen Deutung der Rechtfertigung, wonach Gott uns einfach als gerecht behandelt, tritt hier zutage, daß es sich wirklich um ein schöpferisches, uns mit Leib und Seele neu setzendes Wort Gottes handelt. Indem Gott uns durch sein vor und über uns gesprochenes Gnadenwort vor sich leben läßt, löst er uns zugleich durch sein „Wort in uns“ innerlich von den Ketten der Sünde. Rechtfertigung gründet sich nicht auf Heiligung, aber sie begründet Heiligung. Gerechtfertigt sein, heißt im Bannkreis des Heiligen und auch immer Heiligenden leben dürfen.

Wir sehen also Christus hier in einer ganz neuen „Wirklichkeit“, auf einem ganz neuen Arbeitsfelde: am inwendigen Menschen. Wie aber arbeitet Christus in mir, auf welchem Wege schafft er den neuen Menschen? Es ist der Weg über Tod zur Auferstehung, über das Sterben des alten Menschen zur Erweckung einer neuen Lebendigkeit. Auch vor meinem Ostern steht ein Karfreitag, auch am Wege meines Lebens ist ein Kreuz aufgerichtet. Die Vergebung kommt zu den einzelnen Menschen auf keinem anderen Wege, als auf dem sie in die Menschheit überhaupt hereingekommen ist. Was sich für den Makrokosmos auf Golgatha im Angesichte Gottes und des Satans zugetragen hat, das spielt sich auch in jedem Glaubenden von neuem ab. Und wie das Kreuz auf Gol-

gatha, so bedeutet auch das Kreuz in meinem Leben vor allem einmal Wahrung des heiligen Gesetzes Gottes, Anerkennung des göttlichen Gerichtes, Erkenntnis der Sünde und Bekenntnis zur eigenen Schuldhaftigkeit. Bevor mir vergeben werden kann, muß ich erkennen, daß mir überhaupt vergeben werden muß. Vor aller neuen Gerechtigkeit muß der fühlbare Abbruch aller Selbstgerechtigkeit stehen. So ist das Kreuz auch hier Zeichen göttlicher Heiligkeit und göttlicher Liebe zugleich. Sagten wir bisher: weil an Christus deutlich geworden ist, was Gottes Wille und was Gehorsam ist, darum darf er vergeben, so sagen wir jetzt: indem Christus vergibt, heiligt er zugleich auch die Menschen, und weiter: gerade darin, wie Christus den Menschen vergibt und sie heiligt, gerade darin wird die Ordnung immer aufs neue geheiligt. Ja, darin heiligt er selbst die Ordnung immer wieder aufs neue; denn wie könnte ich schon seinen Leiden gleichförmig werden, wenn nicht er sich zu mir herunterneigte, wie könnte ich schon um meiner Sünde willen sterben — und wenn schon, so wäre es doch nur eine Traurigkeit der Welt zum Tode —, wenn nicht er mit mir stürbe. Wohl ist es so: nur indem ich erkenne und zulasse, daß Christus am Kreuz mir gleichförmig geworden ist, daß er auf Golgatha in mein Urteil getreten ist, nur so werde ich ihm gleichförmig, spreche ich über mich das Urteil. Aber indem ich so mit ihm sterbe, ist er immer selbst auf dem Plan, stellt er sich immer wieder selbst unter Gottes Jorn, erleidet er selbst immer wieder den Tod des Sünders und ist immer nur so Sieger, daß er in jedem Menschen aufs neue überwindet.

So ist zwar das Arbeitsfeld des Christus in uns ein anderes als das des Christus für uns, aber die Arbeitsweise ist dieselbe geblieben: durch das Kreuz. Daran dürfen wir eine gewisse Regel ablesen. Wo Christus zu unserem Heile mit uns handelt, da tut er es unter dem Zeichen des Kreuzes. Die Liebe hüllt sich in Jorn, das Leben in den Tod. Wer den Geist der Kindschaft empfangen soll, dem schickt er zuerst den Geist der Furcht; der Morgen, den das Licht seiner Gnade anbrechen läßt, läßt eine Nacht der Hölle, der Erfahrung eigener Verworfenheit hinter sich. Wir stehen hier an der Stelle, wo Luthers Dogma vom Kreuz in theologia crucis übergeht, sofern diese eine Form göttlichen Handelns mit uns aussagen will. „Wenn du mich demütigst, machst du mich stark.“ Diese „Regel“ Christi dürfen wir freilich nicht von uns aus zu einem Gesetz erheben, und wer unter dem Jorne Gottes lebt, kann mit einer Metaphysik der Gegensätze nichts anfassen. Andererseits aber dürfen wir nachdenkend doch sagen, daß dieses Handeln

Gottes unter dem Vorzeichen des Kreuzes von uns her gesehen geradezu eine göttliche Notwendigkeit bedeutet, wenn anders Gott eine gefallene Menschheit nicht völlig fallen lassen will. Das Kreuz bahnt der göttlichen Heiligkeit, die strafen muß, einen Weg in eine Welt, die ihre Verlorenheit nicht kennt. Das Kreuz bahnt der göttlichen Liebe, die retten will, den Weg in eine Welt, die nicht gerettet werden will. Das Kreuz ist immer Gericht und Rettung zugleich. Wir können und dürfen Gottes Liebe nicht anders erfahren, als daß sie uns zugleich immer auch straft. Das Kreuz steht als Wächter vor dem Garten der Liebe Gottes, damit kein Unbefugter in ihn eintrete, es zerbreche denn zuvor an diesem Ärgernis alle Selbstgerechtigkeit, aller geistlicher Hochmut, alle Hoffnung, von sich selbst her leben zu können. Wer aber durchs Kreuz gelernt hat nur mehr von Gottes vergebendem Worte her zu leben, der ist damit schon gerecht und heilig: ein neuer Mensch.

III. Das Kreuz Christi als Durchbruch einer neuen Lebenswirklichkeit durch die gegenwärtige Welt.

Dieser neue Mensch soll nun aber auch leben. „Bisher haben wir das Leiden Christi bedacht als ein Sakrament, das in uns wirkt und wir leiden. Nun bedenken wir es, daß wir auch wirken.“ (S. 159, XV.) In Widerwärtigkeit, Krankheit und Not, in Unkeuschheit, Hoffart und Neid, kurz in allem, was wir unter „Übel“ und „Versuchung“ zusammenfassen, sollen wir stark werden; wir sollen tragen und leiden lernen, wie Christus am Kreuz getragen und gelitten hat. „Die heißen rechte Christen, die Christi Leben und Namen also in ihr Leben ziehen.“ Auch hier stellt sich also Luther ein Bild vor die Seele, aber ist es nicht wieder das Bild des Gekreuzigten? Ist das nicht Rückkehr zu Karfreitag? Wohl ist der Gekreuzigte das Vorbild, dem ich mich nun nachbilden soll, aber es ist der Gekreuzigte, der überwunden hat, der als der Auferstandene und auch in mir Auferstandene mein Herr geworden ist. Darum erscheint auch wohl nicht zufällig bei Luther gerade an dieser Stelle das Bild vom Herrn und Knecht. „Ei, warum soll ich denn nicht auch ein kleines Betrübniß leiden, so mein Herr im Garten Blut vor Angst und Betrübniß schwitzt. Ein fauler, schändlicher Knecht wäre das, der auf dem Bett liegen wollte, wann sein Herr in Todesnöten streiten muß.“ (S. 160, 16.)

Wie wir uns aber dies Bild des Kyrios das ganze Leben hindurch vor Augen halten sollen, damit wir nicht „matt“ werden „in unserem Gemüte“, so gilt es vor allem im Tode, sich dies Bild „mit allen Kräften einzubilden“; denn gerade

in der letzten Stunde treten ja neben Christi Bild noch andere Bilder auf und bestürmen die Seele, das Bild des Todes, der Sünde und der Hölle. Noch einmal stehen wir ganz am Anfang unter dem Bewußtsein von Gottes Zorn, unter der Angst vor dem Tode, unter der Anklage unseres Gewissens, unter dem Gefühl eigener Verlorenheit und Gottesferne. Solchem Ansturm des Teufels sollen wir — und damit kehren wir zum Anfang zurück — das dreifache Bild Christi entgegensetzen, der „eitel Leben“, Gehorsam und Liebe ist. „Suche dich nur in Christo, so wirst du dich ewiglich in ihm finden“ (166, 36). Der erhöhte Herr soll also über unserem Leben stehen! Das Kreuz im Osterlicht soll unser Kampfes- und Siegeszeichen sein. Auch hier handelt es sich um ein Gleichförmigwerden mit Christo. Auch hier sollen wir uns sein Leiden, Sterben und Auf-erstehen „einbilden“, so daß es in uns zur Nachbildung kommt, aber eben nicht mehr so, daß das Leiden in uns wirkt, sondern so, daß „wir auch wirken“. Es kommt also ein neues, ein willentliches Moment zur Geltung. Der Kampf mit dem Übel, mit der Versuchung in dem nun beginnenden Leben ist mein Kampf, der Tod mit allen seinen Anfechtungen ist mein Tod. Wir können also von einem Erwachen eines neuen Willens reden. Woran aber kann sich dieser Wille, wenn er auf den Gekreuzigten und Auferstandenen blickt, am meisten aufrichten? Nicht so sehr daran, daß Christus Tod, Sünde und Hölle überwunden hat, als vielmehr an der Tatsache, daß auch er angefochten worden ist im Glauben, in der Liebe und im Gehorsam und daß er d a r i n Sieger geblieben ist. Vor allem im Tode soll man wissen, daß auch Christus unter dem Zorne Gottes den Tod des Sünders gestorben ist, daß er die Hölle durchlitten, daß er als unsereiner überwunden hat. Haben wir vorhin gesagt, gerade darin, wie Christus dem Menschen vergibt, heiligt er zugleich immer auch Gottes ewige Ordnung, so sagen wir jetzt: gerade darin, wie Christus am Kreuz die Ordnung Gottes geheiligt hat, gerade darin haben wir wiederum den stärksten sittlichen Halt zur Heiligung unseres Lebens. Gerade weil er unser Bruder geworden ist, kann er uns in Kampf, Leid, Versuchung und Tod unser „Exempel“ sein (Hebr. 2, 18).

Freilich ist Christus auch hier in diesem unseren Lebenskampf selbst nicht müßig. Denn auch in diesem Kampf ist schließlich der Glaube und nicht unser eigener Wille das Entscheidende (S. 166, 13. 16. 34; S. 167, 33). Ein Kampf aber, der im Glauben geführt wird, ist immer auch ein Kampf dessen, der allein mich zum Glauben gebracht hat und bringen kann. Auch hier ist es der lebendige Herr,

der hinter seinem Bilde steht, auch hier handelt es sich nicht etwa um ein Stück Erlebnismystik, daß ich von mir aus mich des Lebens und Sterbens Christi bemächtigte und versuchte, ihm gleichförmig zu werden. Sondern, wenn schon etwas von seinem Bilde, von seinem Gehorsam, von seiner Tragkraft, Geduld, Keinheit und Todesüberwindung in dem Leben eines Menschen sichtbar wird, dann eben nur deshalb, weil Christus in ihm mächtig ist, indem er alles vermag. Indem Christus aber so das Kreuz in das Leben eines Menschen hineinstellt, nimmt dieses selbst die Gestalt des Kreuzes an, ja es tritt in der ganzen Lebensführung geradezu bildhaft in Erscheinung. Nur vom Kreuze her können wir es wagen zu sagen, daß wir im Unglück nicht zu Empörern zu werden brauchen, daß wir auf Haß mit Liebe, auf Versuchung mit Stärke antworten können. Wieder ist damit das Kreuz zum Zeichen eines Durchbruchs geworden und zwar diesmal zum Zeichen einer neuen Lebenswirklichkeit, die immer wieder durch eine alte, dem Tod verfallene Wirklichkeit hindurchbrechen muß. Wieder sind wir an einem Punkte angelangt, an dem Luthers Kreuzeslehre in theologia crucis übergeht, sofern diese eine Wirklichkeit meines Lebens, einen neuen Lebensstil bezeichnen will. Wer unter dem Kreuze lebt, lebt wider alle Eigengesetzlichkeit des natürlichen Lebens ein Leben im Gegensatz. „Als die Traurigen, aber allezeit fröhlich; als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts inne haben, und doch alles haben.“

Ist es aber auch wirklich so, daß gerade das Kreuz im Osterlicht zu solcher Dynamik verhelfen kann? Karfreitag allein, Heiligung der Ordnung allein bedeutet Verzweiflung, Ostern allein genommen heißt verlangen, daß „Christi Leiden ein Unleiden in uns wirken soll wider seine Art und Natur“ (S. 155, 12). Hier ist die Gefahr sittlicher Spannungslosigkeit, dort die der Mutlosigkeit gegeben, erst das Kreuz im Osterlicht schafft die Situation bußfertigen Glaubens und Wagens; denn das Kreuz im Osterlicht ist göttliche Liebe im Durchbruch durch göttlichen Zorn, ist die Wirklichkeit des neuen Menschen im Durchbruch durch die Wirklichkeit des alten, ist die Wirklichkeit eines neuen Lebens im Durchbruch durch eine alte, dem Tod entgegengehende Welt.

Was gewinnt nun Luther durch eine solche Betrachtungsweise des Kreuzes Christi? Wir sahen, daß Luther, die kosmologische Linie an Christi Wirken (Erlösung von der Welt: Tod, Sünde, Hölle neben der Versöhnung mit Gott) stark auszieht und doch können wir gerade bei ihm nicht etwa von einem doppelten Werke Christi reden. Der Zorn Gottes ist der letzte Stachel der Mächte. Indem

Christus Gott gehorsam geblieben ist, hat er damit zugleich die Dämonen entmächtigt. Auch unser Glaube, der ja doch immer Glaube an Gott ist und als solcher die stärkste Waffe gegen den Gott dieser Welt darstellt, läßt uns immer nur von einer Erlösung in der Versöhnung reden. Wir sahen weiter, daß Luther die Linie der inklusiven Stellvertretung (Christus in uns neben dem Christus für uns) stark betont, so daß man in der Tat von einem doppelten Wirken Christi in der Geschichte reden kann. Aber hier wie dort ist das Kreuz die Regel seines Handelns. Zwar steht dieses immer schon vor mir, bevor es in mich eingehen kann, aber nur, indem es in mich eingeht, wird es für mich „Wirklichkeit“ und erfüllt so erst seinen Sinn. Nur darum kann Luther das Gleichförmigwerden mit dem Leiden Christi als dessen „eigentliches Werk“ bezeichnen (nicht etwa bloß als dessen Nebenwirkung), weil nur auf diesem Weg das Leiden Christi erreicht, was es eigentlich will. Schließlich schmelzen noch zwei Begriffspaare zu einer Einheit zusammen: Rechtfertigung und Heiligung, Wiedergeburt und neues Leben in Gott. Rechtfertigung und Heiligung sind zwei Seiten eines einzigen Vorgangs und wenn auch die Rechtfertigung gewissermaßen das Altbildende im Vorgang der Wiedergeburt bedeutet, so sind sich doch beide Begriffe in ihrem zeitlichen Ansatz völlig gleich. Auch ist die Rechtfertigung nicht ein Punkt, sondern genau wie die Heiligung eine Linie, die beide nebeneinander ihrer Endverwirklichung zulaufen. Damit ist auch das Verhältnis von Wiedergeburt und unio mystica geklärt. So wahr der neue Mensch aus Glauben geboren wird, so wahr muß er immer wieder im Glauben ergriffen werden: das neue Leben ist Leben aus Glauben im Glauben. Und so wahr von vornherein die Wiedergeburt auch in einem Bruch mit der Sünde besteht, so wahr muß dieser Bruch mit den Mächten immer aufs neue vollzogen werden: das neue Leben ist Leben aus Kampf im Kampf. Auch der „neue Mensch“ darf sich also nicht von dem Boden lösen, dem er entstammt, er ist ein Werk des Leidens Christi, des Kreuzes.

So gewinnt bei Luther vom Kreuze her das Heilswalten Gottes mit dem Menschen wieder seine ursprüngliche und lebendige Einheit, das Kreuz ist die spendende Mitte seiner Theologie, nicht etwa aus einem systematischen Grunde, sondern weil Gott es in die Mitte seines Handelns gestellt hat.

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg 1, Kreuzerstraße 3

P.L. 2, D.:N. 2760 Stück. Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hans Hermann Gaede, Leipzig

Druck: Hermann Böhlau Nachf., Weimar

„Ersünde“ bei Luther.

Von Hans=Henning Pflanz, Leipzig.

Leitfätze

1.

Das hervorragende Motiv Luthers bei allen Aussagen in religiösen Fragen, also auch in der Frage nach der Ersünde, ist die Alleinherrschaft Gottes in der Welt, mit allen sich daraus ergebenden Forderungen an den Menschen. — Der Reformator kommt aus seiner Gottesanschauung her dazu, von der „Ersünde“ zu lehren.

2.

Die katholischen Theologen vor Luther haben außer Augustin und Gregor von Rimini mit der Ersündenlehre nicht Ernst gemacht. Luther sah die radikale Macht der Ersünde und nahm ihr in seiner Lehre jeglichen nur-begrifflichen Charakter, den sie bei den katholischen Schultheologen innehatte.

3.

Luthers gesamte Sündenlehre bewegt sich in ihrer grundsätzlichen Auffassung um die Ersünde, „sie lebet und tut alle Sünde, und ist die wesentliche Sünde, denn alle Sünden kommen her aus der bösen Zuneigung unseres Herzens, aus der „concupiscentia“. — Vor Gottes Angesicht gestellt, sieht Luther die Heiligkeit und Allwirksamkeit Gottes und das Bewußtsein der Ersünde und Erschuld in einem unlösbaren Zusammenhang.

4.

Luther findet in der Frage nach der Ersünde in sittlichem Idealismus keine Antwort, sondern in ernster christlicher Selbstbeurteilung. — Gott hat die Welt gut erschaffen, aber sie ist nicht gut geblieben. Gott läßt Böses, die Ersünde, geschehen, aber er hat ein Ziel mit seinem Handeln. Er läßt die bösen Rüstzeuge, die Menschen der Ersünde, nicht müßig gehen; so daß Böses geschieht unter Gottes Antrieb selbst. Dabei hat Gott aber nicht die Sünde, sondern die Strafe im Auge.

Durch Adam, den ersten Menschen, sind wir nach Luther in einen straffälligen Zustand geraten. Der Reformator handelt nicht von Erbsünde im Sinne der Vererbungsforschung, also etwa vom „Erbguten oder Erbschlechten“, er sieht nur den Urteilspruch Gottes, durch den die Menschen seit Adam in eine Schuld- und Schicksalsverhaftung Gott gegenüber gekommen sind. Der Teufel ist der Verführer der ersten Menschen. — Die leibliche Zeugung vermittelt den Zusammenhang in der Erbsünde zwischen Adam und uns.

Luther lehrt: die Menschen stehen unter einem Willen, zur Erbsünde hingewandt, ehe sie mit dem eigenen Bewußtsein zustimmen können, dennoch ist der eigene Wille nicht ausgeschaltet, sondern er willigt gern in die Erbsünde ein. Erbsünde und Erbschuld werden im menschlichen Gewissen wahrgenommen am Gesetz und Evangelium. — Das Ende der Erbsünde, das alle Menschen verbindet, ist der Tod.

Luthers Erbsündenlehre endet nicht in Tod und Verzweiflung, sondern sie findet Anfang und Ende in Christus. An Christus nicht glauben, heißt: in der Erbsünde stecken bleiben und in ihr verloren gehen. An Christus glauben, heißt: sich von der Erbsünde erlösen lassen und mit ihr ringen.

Schlusssatz

Luthers Erbsündenlehre ist auch uns heute noch Zeugnis der Wahrheit.

1

Man kann nicht von der Erbsündenlehre Luthers¹⁾ reden, ohne um seine Grundvoraussetzung für jede Aussage über das Verhältnis des Menschen zu

¹⁾ Wichtigste Quellen bei Luther: „Luthers Vorlesung über den Römerbrief 1515/16“ herausgegeben von Joh. Sicker; (wir benutzen in unserem Aufsatz die Übersetzung von Eduard Ellwein 2. Aufl. 1928 und zitieren daneben die Sickersche Ausgabe Gl. = Glosse). / Luther:

Gott zu wissen. Dieses Verhältnis des Menschen zu Gott hat Luther in ganz eindeutigen Worten so ausgedrückt: „Darumb ist allzeit zwischen dem menschen und got feindschafft, und mügen nit freind sein ader mit ainander über einstimmen.“ (W. A. X, 3, 136, 7; Predigt aus dem Jahre 1522.)

Das Gefühl, das Luther zunächst, ohne den Glauben an Christus, Gott gegenüber in sich trägt, ist das Gefühl des Grauens dem verborgenen Gott gegenüber, den man fürchten muß und doch anbeten soll. Dieser Gott wirkt im Menschen, er überläßt ihn dem Bösen. Das Böse hat überhaupt nur deshalb eine so ungeheure Macht im Menschen, weil Gott, der Allwirksame, das ganze Wesen und Wollen des Menschen mit seinem nie stillstehenden allmächtigen Willen zur Aktivität treibt. Und trotzdem haßt Gott das Böse. „Gott ist die ewige gerechtigkeit und Klarheit, wellicher dann auß seiner ardt hasset die sünd“ (W. A. X, 3, 136, 4 ff.). Dann ist es eben so: „Gott reitet den Menschen wie ein Jügtier“ und fordert dabei doch Selbständigkeit von ihm. Das ist ein furchtbarer Gott, der seine Majestät unheimlich verbüllt. „So müssen wir nun Gott in seiner Majestät und Natur unerforschet lassen. Denn da haben wir nichts mit ihm zu schaffen; er will auch nicht, daß wir wollen mit ihm zu schaffen haben“ (Übersetzung Münch. A. S. 120; W. A. XVIII, 685, 14).

„De servo arbitrio“, 1525 (W. A. XVIII, 551 ff.) (in unserem Text ist die Übersetzung der Münchener Ausg. benutzt, 2. veränderte Aufl., Ergänzungsreihe 1. Band 1934, daneben ist ebenfalls die W. A. zitiert). / Luther: „Resolutiones Lutherianae super propositionibus suis Lipsiae disputatis, 1519. (W. A. II, 388 ff.). / Luther: „Assertio omnium articulorum M. Lutheri per bullam Leonis X. novissimam damnatorum 1520 (W. A. VII, 91 ff.). / Luther: „Rationibus Latomianae confutatio, 1521 (W. A. VIII, 36 ff.). / Luther: „De votis monasticis M. Lutheri iudicium, 1521 (W. A. VIII, 564 ff.). / Luther: „Erklärung des 51. Psalms 1532 (W. A. XL, 2, 315 ff.). / Luther: „4. Thesenreihe über Röm. 3, 28, 1536 (W. A. XXXIX, 1, 84). (Wir bringen der Einheitlichkeit wegen auch die übrigen lateinischen Lutherzitate in deutscher Übersetzung.) Luther: „Predigten und Tischreden; Erl. Ausg. Bd. 10, 14, 15, 19, 24, 58.

Literatur: W. Eiert: „Morphologie des Luthertums“ I (1931) S. 25 ff. / R. Seeberg: „Lehrbuch der Dogmengeschichte“ IV, 1 (1933) S. 201 ff. / G. Jacob: „Der Gewissensbegriff in der Theologie Luthers“ (1929). / E. Schott: „Fleisch und Geist nach Luthers Lehre“ (1928). / W. Köhler: „Luther und die Lüge“ (1912). P. Altbaus: „Ersünde“ in: „Zeitwende“ 12. Jahrg., 6. Heft.

Nach Luther erkennt dann der Mensch, der in seinem Gewissen durch Christus oder das Gesetz angerufen ist, zunächst, ohne diesem Bewußtsein ausweichen zu können, daß ein heiliger, zorniger Gott über seinem Leben steht. Und wie ein Blitzschlag trifft ihn diese Erkenntnis. „Denn greulich ist sein grus ym anfang, doch trostlich am ende . . . gleich alsz wyr sehen, wenn der pliz eynen bawm odder menschen schlecht, szo thut er zu gleich zwey werck: das erst, er zureisset den bawm und wurget den menschen schwind dahin, das ander, er keret umb das angesicht des todten menschen unnd des bawms bruch und scheyd zu sich gegen hymell“ (W. A. VII, 305, 5). Sodann erfährt der Mensch in seinem Gewissen, daß dieser zornige Gott gerade sein Herr ist, dessen Wesen und Offenbarung eben das Gebot der Anbetung und des Gehorsams ausdrücken. Dieses Gebot kann der Mensch nicht erfüllen; indem er das nun erkennt, weiß er nicht nur um eine sittliche Unzulänglichkeit bei sich, sondern dieser Gewissensanruf ist ihm das Ende seiner ganzen sittlichen Persönlichkeit.

Bis dahin müssen wir Luther begleiten, ehe wir seine Sündenlehre = Erbsündenlehre mit ihren konsequenten Einzelheiten in ganzer Tiefe erfassen können. Noch einmal, das hervorragendste Motiv Luthers bei allen Aussagen in Glaubensfragen, also auch hier, ist die Alleinherrschaft Gottes in der Welt¹⁾, mit allen sich daraus ergebenden Forderungen an den Menschen. Mißt man bei einer religiösen Fragestellung mit menschlichem Maß, dann wird einem nach Luther zunächst einmal der verborgene Gott in seiner Unheimlichkeit gar nicht bewußt, der in Christus offenbarte, gnädige Gott aber wird nicht erfaßt.

Luther kommt aus seiner Gottesanschauung her dazu, von der „Erbsünde“ als einer zugleich ungeheuer konkreten und zugleich transzendenten Macht zu lehren.

2

Hat Luther seine Erbsündenlehre aus der Lehrtradition der katholischen Kirche übernommen? — Die katholischen Theologen vor Luther haben außer Augustin und

¹⁾ Nur die Erkenntnis dieses Grundmotivs des Reformators kann es verhüten, daß man in seiner Sündenlehre und seiner Theologie überhaupt unbelehbaren Pessimismus sieht.

Gregor von Rimini mit der Erbsündenlehre nicht ernst gemacht.¹⁾ Luther nennt die katholischen Theologen alle „Pelagianer“ (W. A. II, 295), die den freien Willen im Menschen anerkannt hätten. Die katholische Schultheologie kannte eine doppelte Frömmigkeit. Man sah sich einmal der absoluten unnahbaren Gnade Gottes gegenüber, zum anderen aber glaubte man an eine Verdienstmöglichkeit, die den Menschen durch Steigerung seiner Sittlichkeit in Gottes Nähe führen könnte. Gott war das höchste Gut, das dem Menschen als Ziel vorschwebte. — Hier war kein Boden für die Lehre von der Erbsünde, die Luther, über Augustin hinausgehend, als immerbleibende, wirkliche, radikale Macht ansah, und ihr jeglichen nur-begrifflichen Charakter, den sie bei den Schultheologen innehatte, nahm. In der Solgerichtigkeit seiner Gottesanschauung, die mit der Halbheit und Gedankenspielererei der katholischen Lehre brach, mußte Luther zu seiner eigenen Erbsündenlehre kommen.

5

Luther stellt die Erbsündenlehre in den Mittelpunkt seiner Theologie.²⁾ Er handelt niemals in solcher Weise von der Erbsünde, daß er sie als Zusatzbegriff aus dem Allgemeinbegriff „Sünde“ ableitet. Erbsünde ist ihm überhaupt kein leerer Begriff, der etwa neben der Realität der Tatsünde steht, sondern im Gegenteil, seine gesamte Sündenlehre bewegt sich in ihrer grundsätzlichen Auffassung um die Erbsünde. Für Luther gibt es keine Sünde, die nicht in der Erbsünde ihren Ursprung hat. Alle Menschen sind in ihrem Handeln durch die Erbsünde, die Auflehnung gegen Gott und Eigensucht in sich birgt, bestimmt. Die Menschen müssen deshalb sündigen, es gibt keine zufälligen Sünder, die auch anders könnten, als sündigen, weil sie in der Ursünde gefangen sind. „Also ist es so, wie es die heiligen alten Väter ganz recht gesagt haben: jene Erbsünde ist eben der

¹⁾ Erl. Ausg. Bd. 58 S. 162: „Der Erbsünde hat keiner von den Vätern in der Kirche gedacht bis auf Augustinum, welcher die Erbsünde von der wirklichen unterscheiden hat, nämlich, daß die Erbsünde ist die böse Lust und Begierde und ein Wurzel und Ursprunge aller wirklichen Sünde.“

²⁾ So finden wir bei Luther in seiner Auslegung von Psalm 51, 7: „... Diese Stelle (in dem Psalm) ist gar schwer und wider den Verstand, aber sie ist der Mittelpunkt unserer Theologie“ (W. A. XL, 2, 385, 8 ff.; Psalm 51, 7).

„Zunder“, das Gesetz des Fleisches, das Gesetz der Glieder, die Schwachheit der Natur, der Tyrann, die Erbseuche usw.“ (Röm. Vorl. Übersetzung Ellwein S. 215; Ausg. Sicker S. 144); (Röm. 5, 14). An anderer Stelle heißt es bei Luther: „Das ist die Erbsünde, oder Natursünde, oder Personensünde, die rechte Hauptsünde; wo die nicht wäre, so gäbe es auch keine wirkliche Sünde. Diese Sünde wird nicht getan wie alle andere Sünde, sondern sie ist, sie lebet und tut alle Sünde, und ist die wesentliche Sünde, die da nicht eine Stunde oder zeitlang sündigt, sondern wo und wie lange die Person ist, da ist die Sünde auch“ (Erl. Ausg. Bd. 10 f., 305). Oder Luther sagt: „Daher aus dieser ersten angeborenen Sünde fließen so viel Sünden, damit der Mensch beladen ist, als Mord, Ehebruch, Diebstahl und unzählige andere Laster, daß es auch wohl schier darum sollte „originale peccatum“ heißen, daß ein Ursprung und Anfang ist aller anderen Sünden, denn alle Sünden kommen her aus der bösen Zuneigung unseres Herzens, wie Christus sagt, Matth. 15, 19“ (Erl. Ausg. Bd. 15 S. 48).

Diese „böse Zuneigung des Herzens“ nennt Luther „concupiscentia invincibilis“¹⁾ = unbefiegbare Begierde des Herzens, sie ist für ihn der Inhalt und Ursprung der Erbsünde. Die concupiscentia bringt den Menschen dazu, nicht an Christus zu glauben.

Diese Erb- und Hauptsünde ist dem natürlichen Menschen in der ganzen Welt unbekannt²⁾, ja die Predigt davon erscheint ihm als unsinnig, weil er sein Sündenbewußtsein nicht an Gott orientiert, sondern über die Sünden am andern und sich selbst nur urteilt, indem er die guten oder schlechten sichtbaren Leistungen der Menschen betrachtet.

Der Vernunft ist der Gedanke unmöglich, daß der Mensch in seinem „Ur-

¹⁾ Die „concupiscentia“ hatte Luther, sich an Occam anlehnend, zunächst für eine Folge der Sünde gehalten; später aber, aus der Erkenntnis der dauernden Mächtigkeit der Sünde, die von der Konkupiscentz getrieben wird, rückte er diese in den Vordergrund und sah schließlich in ihr die eigentliche Erbsünde. Die concupiscentia ist aber bei Luther nicht die sinnliche Begierde der Menschen, wie es Denifle einseitig herausgestellt hat, sondern sie bezeichnet die Richtung des menschlichen Willens: weg von Gott, hin zu sich selbst.

²⁾ „Die ursprüngliche Sünde (Erbsünde), die Haupt- und wahre Erbsünde, ist den Menschen auf der ganzen Welt unbekannt“ (W. A. 39, 1, 84, 10; 4. Thesenreihe über Röm. 3, 28).

erlebnis“ Gottes, durch das er vor Gottes Angesicht gestellt und bis an die Wurzeln seines Daseins durchschauert wird, die Allwirksamkeit und Heiligkeit Gottes und zugleich das Bewußtsein der Erbsünde und der eigenen Schuld erfassen soll. Für Luther aber, der nicht aus der Vernunft, sondern im Glauben an Christus das Bild Gottes und das Bild des Menschen erkennt, besteht hier ein unlösbarer, ursprünglicher Zusammenhang. Er urteilt selbst: „Durch Adam haben die Menschen einen Fluch geerbt. Dieser Fluch heißet ‚peccatum originale‘, die Erbsünde, oder Naturfünde, die wir von Natur von unseren Eltern empfangen haben im Mutterleibe. Von diesem Stücke weiß kein Jude oder Türke, ja, der Papst auch nicht, aber das hat Adam, Abraham ihren Kindern mündlich geprediget, desgleichen die Propheten, bis daß es durch den König David klärllich beschrieben worden, aber wir Christen wissen nun aus dem Neuen Testament von diesem Fluch, wie greulich und groß der ist, daß er auch alle Menschen wegfrisset und hinnimmt in den Tod, wie heilig sie auch sind, so hilft es nichts, es kann keiner den Hals aus der Schlinge ziehen, so schwer ist die Sünde, Gottes Zorn, Tod, Hölle und Verdammnis, das wir von unsern Eltern, Adam und Eva ererbet haben“ (Erl. Ausg. Bd. 19 S. 15).

4

Hat Gott der Herr dieses transzendente und zugleich konkrete Reich des Bösen, über dem sein Zorn und seine Verdammnis schweben, selbst geschaffen und den Menschen da hineingeordnet?

Wirkt Gott das Böse? Will er die Erbsünde, ist sie ein von ihm willkürlich über den Menschen verhängtes Schicksal? Wir befinden uns im Mittelpunkt der Frage nach der Erbsünde, hier heißt es streng zu scheiden zwischen sittlichem Idealismus und ernstlicher christlicher Selbstbeurteilung. Luther hat in letzterer die Antwort gefunden. Lassen wir ihn selbst reden.

Gott hat die Kreatur gut erschaffen: „Es ist wohl wahr: wenn der Mensch, der alte Mensch¹⁾, nicht wäre, dann gäbe es keine Nichtigkeit; denn alles, was

¹⁾ „Unser alter Mensch, Röm. 6, 6. ‚alt‘ ist der Mensch, so wie er aus Adam geboren ist, nicht nach seiner Natur, sondern im Blick auf das sündhafte Gebrechen, das dieser Natur anhaftet . . . denn die Natur ist gut, das Gebrechen aber böse“ (Röm. Vorl. Übers. Ellwein S. 232; Ausg. Sicker S. 155).

Gott schuf, das ‚war sehr gut‘ und ist bis auf den heutigen Tag noch gut, wie der Apostel 1. Tim. 4, 4 sagt. Sie wird also ohne ihre eigene Schuld von außen her nichtig und schlecht und schuldig usw., nämlich so: durch die Einbildung und irtümliche Wertschätzung oder durch die Liebe und den verkehrten Genuß wird sie vom Menschen höher geachtet, als es ihr in Wirklichkeit zusteht, indem der Mensch, der fähig ist, Gott zu fassen und der in Gott allein sein Genüge finden kann (was den Verstand und den Geist anbelangt), in seiner Vermessenheit glaubt, in den Dingen diese Ruhe und solches Genüge finden zu können“ (Röm. Vorl. Übers. Ellwein S. 302; Ausg. Sicker S. 200; Röm. 8, 20).

Das was Gott gut geschaffen hat, das ist an und in uns nicht gut geblieben. „Wohl ist's wahr und ich lasse es auch zu, daß die natürlichen Kräfte an den Menschen noch etwas unverderbet seien. Aber welches sind solche natürlichen Kräfte? Nämlich diese, daß der Mensch, der sonst in ungöttlichem Wesen gar erschaffen und des Teufels eigen worden ist, dennoch gleichwohl hat einen Willen, Vernunft, freien Willen und Macht zum Haus- und Weltregiment ... (Wie wohl Gott durch seine Allmacht auch muß dabei sein)“ (Erl. Ausg. Bd. 58 S. 235). An anderem Ort sagt Luther: „Es ist ein sehr gefährliches Unterfangen, wenn die Menschen über das Gute, das aus der Philosophie abgeleitet ist, streiten, da Gott dieses Gute in das Böse verkehrt hat. Denn wenn auch alles sehr gut ist (Gen. 1, 31), so ist doch für uns nichts gut, und wenn es auch keine Dinge gibt, die in irgendeiner Hinsicht schlecht wären, so ist doch für uns alles schlecht. Und dies alles, weil wir Sünde haben“ (Röm. Vorl. Übers. Ellwein S. 352; Ausg. Sicker S. 220).

Warum aber läßt ein guter Gott mit einer, an sich guten, Kreatur Böses geschehen? Könnte Gott nicht das Böse, die Erbsünde im Menschen, in gutes Wollen und Vollbringen verwandeln? Er muß doch Gefallen an der Erbsünde haben?! — Luthers Antwort: „Das gehört in den heimlichen Rat im Himmel und der göttlichen Majestät; denn seine Gerichte und Urteile unbegreiflich sind, und es gebührt uns nicht sie zu forschen, sondern mit Furcht und Zittern anzubeten“ (W. A. XVIII, 712, 26 ff., Übers. Münch. A. S. 167). Oder: „Da siehst Du, daß, wenn Gott in Bösem und durch Böse wirkt, daß wohl Böses geschieht; aber Gott tut darum nichts Böses, wiewohl er Böses durch Böse wirkt. Denn

dieweil er gut ist, kann er nit Böses tun; doch brauchet er böser Rüstzeuge, welche unter seiner allmächtigen Macht und Gewalt sind, die können seiner gemeinen, mächtigen Wirkung, die sie treibt und mit sich reißt, nicht entgehen. Derhalben, daß Böses geschieht, ist der Fehl an den bösen Rüstzeugen, die Gott nit läffet müßig stehen, sodasß Böses geschieht unter Gottes Antrieb selbst“ (W. A. XVIII, 709, 23 ff. Übers. Münch. A. S. 162).

Die Sünde, das Böse, aber geschieht gewiß nicht grundlos und ohne Ende; denn, wie Gott durch die Juden (Röm. 11) „Böses geschehen lassen wollte, um daraus Gutes werden zu lassen“¹⁾, so handelt er auch an der ganzen Welt, aber seine Wege sind unbegreiflich. Dazu sagt Luther: „Gott will die Sünde nicht um der Sünde selbst willen — vielmehr will auch er sie nicht und verabscheut sie als Sünde —, sondern um der Strafe und des Übels willen, das in ihr beschlossen ist, so, daß er dabei mehr die Strafe als die Sünde im Auge hat. Allein so etwas darf nur Gott wollen; denn er ist nicht daran gebunden, das Dasein der Sünde unter allen Umständen zu verwerfen, auch wenn er mit Notwendigkeit sie nicht wollen oder lieben kann; aber er kann sie wollen und lieben, nicht als Sünde, sondern als Strafe“ (Röm. Vorl. Übers. Ellwein S. 35; Ausgabe Sicker S. 22).

Dem allmächtigen Gott, der gut ist, steht eine wirkliche böse Macht, die Erbsünde, gegenüber. Sie ist Schicksal und Schuld zugleich in unlöslicher Verkettung, weil Gott sie geschehen läßt, ja er macht sie erst durch seinen Willen, der überhaupt keinen Stillstand in der Welt duldet, wirksam. Warum?? — „Gott will es so, und wenn er es so will, dann ist es nicht unbillig; denn alles gehört ihm, wie der Lehm dem Töpfer gehört. So will er seinen Zorn offenbar machen“²⁾, aber auch „sein Erbarmen“ in Jesus Christus. — Was kann einer solchen Sprache sittlicher Idealismus entgegensetzen?!

5

In der Römerbriefvorlesung sagt Luther: „Adams Sünde ist eigentlich Übertretung und Überschreitung des Gesetzes, die Erbsünde aber ist nicht Übertretung,

¹⁾ Röm. Vorl. Übers. Ellwein S. 397; Gl. 108, 17 ff.

²⁾ Röm. Vorl. Übers. Ellwein S. 321; Ausg. Sicker S. 213.

sondern nur „Sünde“ und der straffällige Zustand, der durch eben diese Übertretung herbeigeführt wird“ (Röm. Vorl. Übers. Ellwein S. 219; Gl. 49, 15).

In dem ersten Menschen, Adam, hat die Erbsünde von der Ganzheit des menschlichen Lebens Besitz ergriffen, und von daher ist sie, als Natur des Menschen schlechthin, bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben, so lehrt Luther. Dabei ist festzustellen, daß der Ton in seiner Lehre nicht auf dem „Erbe“ liegt, im Sinne etwa der Vererbungsforschung. Diese kümmert sich um die sittliche Anlage von Menschen und Völkern, ob und wie bei diesen Menschen und Völkern das sittlich Gute oder — Böse durch geschichtliche Überlieferung, ererbte charakterliche Fähigkeit oder Unfähigkeit bedingt oder zu erklären ist. Luther ist an einer solchen Vererbungsforschung als Theologe überhaupt nicht interessiert, es geht ihm in seiner Erbsündenlehre um das Böse, das hinter und vor dem sittlich Guten und Bösen liegt, nämlich das „wurzeltaste Bösesein“, welches die Menschen mit dem Augenblick, wo sie im Mutterleib am menschlichen Sein teilnehmen und Menschen werden, empfangen.¹⁾ Wir haben als Menschen die gleiche Sünde wie Adam; denn es wird zwar neues Leben in uns geboren, aber es ist immer das gleiche Leben, das unter dem Gerichtsspruch Gottes steht.

Der Widerspruch des ersten Menschen, Adam, gegen Gott bleibt lebendig und überträgt sich vom Vater auf den Sohn seit Anfang der Welt bis zu ihrem Ende. Es handelt sich nicht um die Tafsünde Adams im Paradiesgarten; diese können wir Nachkommen des ersten Menschen ja gar nicht tun. Wir sind vielmehr durch ihn in eine Schuld- und Schicksalsverhaftung Gott gegenüber gekommen, die uns nicht mehr ausläßt. Dies ist nach Luther, der sich an jedem Menschen neu vollziehende und Wirklichkeit werdende Urteilspruch Gottes über die Erbsünde; er bleibt bestehen, auch wenn das „Erbgute“ zuweilen in der sittlichen Entwicklung der Menschen und Völker die Oberhand gewinnt.

¹⁾ „Selbst die Empfängnis, die Fortpflanzung und Ernährung im Mutterleibe ist verderbt (natürlich versteht Luther das hier nicht organisch, denn die Kreatur ist ja an sich gut, nur der Wille, der sie treibt, ist verderbt), bevor wir aus dem Mutterleibe kommen, sind wir schon Menschen, sind wir schon Sünder“ (W. A. XL, 2, 380, 11 ff.; Psalm 51, 7). Oder an anderer Stelle: „Der Psalm sagt nicht: Meine Mutter hat gesündigt, sondern: Ich . . . Das heißt nicht, ich habe gesündigt in der Empfängnis, sondern ich gehöre von Anfang meines Menschseins an zu der verderbten Masse des Menschengeschlechtes, selbst der Samen, aus dem du mich gebildet hast, ist voll Verderbens“ (W. A. XL, 2, 381, 1 ff.; Psalm 51, 7).

Wenn Luthers Erbsündenlehre das Problem unseres Verhängnisses in die Gestalt Adams verlegt, so würdigt sie damit den Zusammenhang unseres Daseins mit dem Uranfang des Menschengeschlechtes, das zwar durch Gottes Schöpferwillen ursprünglich nicht gottwidrig war, aber da, wo die Geschichte zwischen Gott und den Menschen aktiv zu werden begann, durch den Fall des Menschen für immer gottwidrig wurde. — Dies mußte erst gesagt werden, um recht zu verstehen, wenn Luther lehrt: („Die Sünde ist durch einen in die Welt gekommen . . .“) „Der Apostel bedient sich dieses auffälligen Ausdrucks, um damit deutlich zu machen, daß die Erbsünde nicht von den Menschen, sondern vielmehr zu den Menschen kommt. Denn das Wesen der einzelnen Tatsünde besteht darin, daß sie von uns ausgeht, so, wie der Herr sagt Matth. 15, 19. Aber diese Sünde geht in sie ein und sie tun sie nicht, sondern erleiden sie“ (Röm. Vorl. Übersetzung Ellwein S. 216; Ausg. Ficker S. 146).

In einer Predigt über Luk. 7, 11—17 heißt es: „Denn wo nicht Sünde wäre, so wäre auch kein Tod da. (Das sind aber nicht die großen Sünden, die von kleinen Kindern noch gar nicht getan werden können,) darum muß hier etwas Größeres und anderes Sünde sein, darum das ganze menschliche Geschlecht den Tod verwirket, denn Mord und dergl. . ., das ist die, so wir von Adam und Eva geerbet und von Vater und Mutter herkommet und in der Natur steckt, allen Menschen angeboren, welche also ist und bleibet wie Adam und Eva gewesen, da sie gesündigt hatten, von Gott abgekehret, voll böser Lust und Ungehorsams wider Gott und seinen Willen . . .“ (Erl. Ausg. Bd. 14, S. 117).

Die Erbsünde ist nicht mit Gott zugleich dagewesen. Sie hat in Adam, dem ersten Menschen, angefangen, und muß irgendwoher den Anstoß genommen haben?! Hier ist Satan im Spiel gewesen. Der Teufel ist „ein Sündefürst und Todesfürst genennet.“¹⁾ Er ist der Verführer des ersten Menschen.²⁾ Aber auch er steht unter der Wirksamkeit Gottes.³⁾

¹⁾ W. A. XXXII, 40.

²⁾ W. A. XLII, 113. „Er (der Teufel) ist wahrlich da, rings umb dich und uns alle, und das (deshalb wir) not haben zu unserem Herrgott zu laufen. Darumb wenn kein Teufel wäre, würden wir kald, faul und lasse“ (W. A. XXXII, 114).

³⁾ „Gott lebt und wirkt auch im Satan und im Unfrommen“ (W. A. XVIII, 70g).

Die leibliche Zeugung vermittelt den Zusammenhang zwischen Adam, dem ersten Menschen, von dem die Erbsünde herkommt, und der Menschheit, in der sie dauernd kräftig ist. Luther hält nicht etwa die Zeugung an sich für eine Sünde. Sie wird es erst durch den verderbten Willen des Menschen.¹⁾ Er sagt: „Denn nicht die Mutter sündigt, die in den Wehen liegt, sondern der Sohn sündigt, d. h. ist ein Sünder, der geboren wird“ (Röm. Vorl. Übersetzung Ellwein S. 180, Ausg. Sicker S. 120).

Der Säugling muß, weil er ein Mensch ist, in der Erbsünde geboren werden und steht selbst schon in der Erbsünde, auch dann, wenn er gar nicht imstande ist, eine Tatsünde zu begehen. Einfach die Tatsache seines Menschseins, zu dem er durch die Zeugung gelangt, verbindet ihn in der Erbsünde mit dem ersten Menschen Adam. Hierzu finden wir bei Luther: „Wenn die Eltern ohne Lust und Begierde (concupiscentia)²⁾ könnten empfangen und gebären, so würde kein Kind in Erbsünden geboren“ (Erlanger Ausg. Bd. 15 S. 52).

6.

Wir Menschen bilden miteinander in der Ablehnung Gottes eine ursprüngliche Einheit. Wir stehen gewissermaßen unter einem Willen, der sich schon zur Erbsünde hingewandt hat, ehe wir mit unserem Bewußtsein überhaupt zustimmen können. Und doch ist unser eigener Wille nicht ausgeschaltet, sondern er willigt gern in die Erbsünde ein, weil er ja seiner Struktur nach gar nicht anders wollen kann. Erbsünde und Erbschuld³⁾ sind also nicht voneinander zu trennen.

¹⁾ Wir finden bei Luther: „Also will Gott nicht um der Sünde der Eltern willen die Ehe verdammen, weil Gutes daraus folgt. Ganz klar urteilt hier (die Psalmenstelle) über die Frage, warum wir denn Sünder seien. Meine Mutter, die mich empfängt, sündigt nicht, sondern ich. Meine Mutter hat mich als Sünder in ihrem Leibe getragen, mich, den in Sünden Verstrickten. Sie hat in ihrem Leibe einen Embrio getragen, der nur in Sünde existierte“ (W. A. XL, 2, 383, 2 ff.; Psalm 51, 7). Konsequenter konnte Luther hier nicht reden.

²⁾ concupiscentia auch hier = Eigensucht, Eigenmächtigkeit.

³⁾ Zwingli leugnete die Erbschuld, weil er nicht (in Röm. 5) wie Luther und Augustin den Schriftbeweis für die Behauptung der Erbschuld sah. Er nahm nur in der Tatsünde eine Schuld an; unsere Tatsünde aber sei nicht dieselbe wie die Adams. Diese Ansicht bedeutet eine Verschiebung der Erbsündenlehre in das rein Begriffliche, denn die Erbsünde wird ja erst konkret durch die Gleichsetzung von Erbsünde und Erbschuld.

Die Erbsünde wird bei Luther erst in der willentlichen, also schuldhaften Auflehnung des Menschen gegen Gott, konkret; d. h.: der Mensch ist der Erbsünde nicht nur schicksalsmäßig überlassen, sondern er wird von Gott zwischen Gnade und Gericht gestellt und kann sich im Glauben oder Unglauben entscheiden. Hören wir Luther in dieser Frage: „Gott verdammt keinen ohne Sünde. Und wer notwendigerweise in Sünde ist, der wird zu Unrecht verdammt. Antwort: Alle sind wir notwendigerweise in Sünde und Verdammnis, aber keiner muß gezwungen und wider seinen Willen in Sünde verharren. Denn wer die Sünde haßt, der steht ja schon außerhalb der Sünde und gehört zum Kreis der Erwählten“ (Röm. Vorl. Übersetzung Ellwein S. 321; Ausg. Sicker S. 215). Oder: „Und ich sage: Wir müssen denn Böses tun (necessario), nicht daß wir dazu gezwungen werden (coacte), sondern es muß vonnöten also sein, ohne Veränderung (necessitate immutabilitatis), nicht daß gewaltig Zwang und Drängnis sei. Das ist: wenn der Mensch nicht Gottes Geist hat, so wird er nicht als mit Gewalt und bei dem Halse hingerissen, daß er wider seinen Willen müsse Böses tun (wie man einen Dieb oder Mörder wider Willen zum Galgen hinführte, sondern er tuts willig und gern. Und denselbigen Willen, Lust und Neigung kann er aus seinen Kräften nit nachlassen, ändern oder bezwingen, sondern gehet die Lust immer vor sich“ (W. A. XVIII, 634, 21 ff.; Übersetzung Münch. A. S. 48).

Der Mensch kommt nach Luther in seinem Gewissen zur Erkenntnis der Erbsünde als seiner eigenen Sünde, und zwar wird er hier angerufen durch das Gesetz und das Evangelium, die Gott vor ihn hinstellt. Bei diesem Anruf wird er gewahr, daß der Tod der Sünde Sold ist, das bedeutet für den Reformator, Gottes Zorn über sich erkennen. Dem Menschen, dessen Gewissen erwacht ist, ist so zumute, wie Adam und Eva, mit denen Gott im Garten redet: „Sie wollen kriechen, wo sie ein Loch fünden, da sie für Gott bleiben künden“ (W. A. XXIV, 94, 27).

Das einmal angerufene Gewissen zieht jeden Menschen der Erbsünde. Hierzu Luther: „Nein, wir können es nicht verhindern, daß unser Innerstes vor aller Augen entblößt und offen daliegt, gleich als wenn Gott sagen wollte: Siehe ich richte Dich gar nicht, sondern ich stimme nur dem Urteile zu, das Du über Dich selber fällst und bestätige es.“

Die Sünde wird durch das Gewissen am Gesetz und Evangelium erkannt.¹⁾ Luther sagt dazu: „Darum sehen wir, daß in allen Worten des Gesetzes die Sünde gezeiget wird, dieweil uns wird gesagt, was wir tun sollen. Wiederum in allen Worten der göttlichen Zusagung wird angezeigt der Fehl und der Jammer darinnen die Sünder sind, die Trostes bedürfen“ (W. A. XVIII, 684, 7; Übersetzung Münch. A. S. 118). Oder: „Es ist nicht die Meinung, die Sünde habe bis zum Gesetz bestanden und habe dann aufgehört zu sein, sondern sie empfing durchs Gesetz die Erkenntnis ihres eigenen Wesens, die sie vordem nicht besaß“ (Röm. Vorl. Übers. Ellwein S. 219; Ausg. Sicker S. 147).

Das andere Glied, welches Adam, den ersten Menschen, mit uns und auch dem letzten unserer Mitmenschen zusammenkettet, ist die dem Gewissen deutlich werdende Herrschaft des Todes, der der Erbsünde Sold ist. Hierzu Luther: „Der Tod herrschte, d. h. die Strafe des Todes war allen durch die Erfahrung sehr wohl bekannt, aber nicht die Ursache des Todes, die Sünde“ (Röm. Vorl. Übersetzung Ellwein S. 219; Ausg. Sicker S. 147).

Die ganze Tiefe und Konsequenz der Erkenntnis der Erbsünde, die kein Auflehnen mehr gegen das eigene, wenn auch scheinbar zu Unrecht verhängte Leid und den Tod duldet, kommt zum Ausdruck, wenn Luther lehrt: „Alle sind wir deshalb rasch bei der Hand zu sagen: Ich bin ein ganz erbärmlicher Sünder, aber nun auch die Rolle eines Sünders spielen, das will keiner und nur selten einer, was heißt denn Sündersein anders, als eben jeglicher Strafe, jeglicher Verstörung wert zu sein! (Röm. Vorl. Übers. Ellwein S. 106; Ausg. Sicker S. 70.)

7.

Endet nun Luthers Erbsündenlehre und damit seine Gottesanschauung, die man, wie gesagt, nicht voneinander trennen kann, in Verzweiflung und Tod? — Nein! Sie findet Anfang und Ende in Christus.

Jesus Christus, so lehrt und glaubt Luther, hat durch sein Menschsein die

¹⁾ Die Sünde aber ist nichts anderes, als das Handeln gegen das Gesetz Gottes“ (W. A. VIII, 83, 28 ff.).

Erbsünde insofern aufgezeigt, als er sie überwunden hat. Bis zum Tode war er selbst von ihr angefochten, aber er blieb, am Kreuz Gott die Ehre gebend, und in der Auferstehung Sieger über sie. Jesus Christus hat als Sohn Gottes seine Liebe und die Gnade Gottes an allen Menschen, die unter dieser Erbsünde stehen, somit offenbart, und fordert Glauben und Hoffen von jedem einzelnen, daß auch seine eigene Erbsünde durch Christus überwunden werden kann.

Luther will mit seiner Erbsündenlehre die Menschen nicht erst zur Verzweiflung treiben, um ihnen dann den Erlöser Christus predigen zu können. Das hieße für ihn: nicht den ganzen Christus predigen, sondern nur den, der die Menschheit, als „*massa perditionis*“, in diesem Leben ihrem unabänderlichen Schicksal und dem Jorne Gottes überlassen hat, der aber selbst den Weg des menschlichen Verhängnisses nicht gegangen ist, sondern nur ein an die Menschheit gesprochenes, abstraktes Gnadenwort Gottes bedeutet. Wo aber bliebe dann der Christus, der Gottessohn, der Mensch geworden ist und mitten hineingegangen ist in die Erbsünde, um die Menschen zu lehren, wie er selbst durch Gottes, des Vaters, gnädigen Willen sie besiegen durfte und wie die Menschen hier auf Erden mit ihr kämpfen sollten. Luther erkennt die Erbsünde direkt durch Christus und überwindet sie im Glauben an ihn. An Christus nicht glauben, heißt daher: in der Erbsünde steckenbleiben und untergehen. Hierzu: „Da siehest Du, daß Sünde ist: nit glauben an Christum. Nun dieselbe Sünde hänget nicht auswendig an der Haut oder an den Haaren, sondern steckt tief im Herzen, ja, sie klebet an den besten Stücken am Menschen im Willen drinnen und an der Vernunft“ (W. A. XVIII, 782, 13 ff.; Übersetzung Münch. A. S. 275). Oder an anderer Stelle.¹⁾

An Christus glauben heißt, die Erbsünde überwinden.²⁾ „Wider solche Sünde

¹⁾ „Kein Mensch auf der ganzen Welt ist fähig, zu denken, die Erbsünde bestünde darin, daß man nicht an den gekreuzigten Christus glaube. An Christus nicht glauben, heißt ungläubig, unwissend und gottwidrig sein, da Gott Christus als Erlöser gesandt hat“ (W. A. XXXIX, 1, 84, 14 ff.).

²⁾ „Die Erbsünde bleibt zwar in den Getauften, bis sie sterben, doch wird sie täglich und ohne Unterlaß getötet. Der Kopf ist ihr abe, daß sie uns Christen nicht verdammen und verklagen kann“ (Erl. Ausg. 58, 207). Luther gibt in seinen „*resolutiones*“ über die Leipziger Disputation der Meinung Ausdruck, daß die Sünde in der Taufe vergeben werde, nicht so, daß sie nicht mehr da sei, sondern daß sie nicht mehr angerechnet wird (W. A. II, 414, 11 ff.). Die *concupiscentia* bleibt auch nach der Taufe im Menschen.

(Erbünde) aber ist kein ander Rath noch Arznei, denn daß wir leben unter der Gnade. Denn obwohl die Sünde da vorhanden ist, so sind wir doch nicht unter der Sünde und muß dieselbe über uns nicht herrschen“ (Erl. Ausg. 38, 268).

Es gibt eine Frucht dieses Glaubens in uns, der die Erbsünde überwindet, die heißt „Liebe“, „daß wir nun uns hassen und die Begierde verdammen und die Liebe erwählen, ist nicht unser Werk, vielmehr Gottes Geschenk“ (Röm. Vorl. Übersetzung Ellwein: 285; Ausg. Sicker: 188).

So endet Luthers Erbsündenlehre. Uns ist nun Antwort geworden auf unsere Frage. Ist sie uns heutigen Menschen, die wir durch die neue Zeit vor neue Probleme gestellt sind, tatsächlich, wie wir es von Luther erhoffen, letzte Antwort? Oder gehört Luthers Lehre in diesem Punkte einer geschichtlich zwar bedeutsamen, aber für uns bedeutungslosen Zeitepoche an? Wir können antworten: Luther stellt die Menschen mit seiner Erbsündenlehre aufs neue vor Gottes Angesicht. Er überführt sie der eigenen Abhängigkeit und Schuld vor Gott und weist sie hin auf seine Gnade. In Christus allein nimmt seine Lehre Anfang und Ende, deshalb ist sie auch uns, das ist unser gläubiges Urteil, Zeugnis der Wahrheit.

Luthers Bekenntnis — der Kirche Bekenntnis II.¹⁾

Von Theodor Kollle, Hamburg.

Man kann Luthers Schmalkaldische Artikel nicht recht verstehen, wenn man nicht beachtet, daß Luther sie stellt im Angesicht des Todes. Sie sind gedacht als Vermächtnis, das seiner Kirche dienen soll, wenn er selbst nicht mehr am Leben ist. Schon am 30. August berichtete Kanzler Brück dem Kurfürsten: „Mich dünkt auch, Luther sei schon in guter Arbeit, E. K. Gn. sein Herz der Religion halben als für sein Testament zu eröffnen.“²⁾ Und der Kurfürst hatte in seinem „Bedenken“ den Auftrag so formuliert, daß Doktor Martinus die Artikel nicht bloß für das Konzil verantworten solle, sondern auch, „mit göttlicher Schrift

¹⁾ Vgl. S. 1 ff. dieses Jahrgangs. An Druckfehlern sind dort zu verbessern die Anm. auf S. 1: W. A. L., S. 161; S. 1 Z. 17: 1536 (statt 1530); S. 2 Z. 20; Dezember (statt September).

²⁾ Corp. Ref. Bd. 3 S. 147.

verfertigen solle, worauf er ... auch in seinem letzten Abschied von dieser Welt vor Gottes allmächtiges Gericht gedenkt zu beruhen und zu bleiben ... und nicht zu weichen.¹⁾ Demzufolge bekräftigt Luther in den Artikeln seinen Gegensatz gegen die römische Messe damit, daß er sich mit Gottes Hilfe eher zu Aschen machen, d. h. verbrennen lassen werde, als hier nachgeben.²⁾ Und den Gehorsam gegenüber dem Papst lehnt er ab mit den Worten: „Das wollen wir nicht tun, oder dar über sterben in Gottes Namen.“³⁾ Und zum Schluß bekennt er: „Dies sind die Artikel, darauf ich stehen muß und stehen will bis in meinen Tod, ob Gott will.“⁴⁾

Entsprechend versteht er auch bei der Drucklegung die Artikel mit einer Vorrede, die diese ihre Ausrichtung deutlich heraushebt. Schon zu seinen Lebzeiten werde seine Lehre von den Widersachern, aber auch von falschen Brüdern in den eigenen Reihen entstellt. „Was will doch immer mehr nach meinem Tode werden? Ja, ich sollte billig alles verantworten, solange ich lebe.“⁵⁾ So habe er die Artikel durch öffentlichen Druck an den Tag gegeben für den Fall, daß er vor dem Konzil sterben sollte. Er tut es, „damit die, so nach mir leben und bleiben werden, mein Zeugnis und Bekenntnis haben vorzuwenden ... , darauf ich auch noch bisher geblieben bin und bleiben will mit Gottes Gnaden.“⁶⁾

Im Blick auf seinen Tod, d. h. in der Verantwortung für die Kirche nach ihm und vor dem ewigen Gericht Gottes ist Luthers Bekenntnis entstanden. Es sollte nicht nur Zeugnis seiner Zeit sein, sondern Zeugnis der Gemeinde, deren Pforten die Hölle nicht überwältigen sollen. Luthers Bekenntnis trägt endzeitlichen, eschatologischen Charakter.

Und dieser Blick auf die Verantwortung vor dem ewigen Gericht ist aus dem tiefen Ernst zu verstehen, in dem er sein Bekenntnis mit dem Tode zu bezeugen

1) a. a. O. S. 140.

2) W. A. L. S. 204.

3) a. a. O. S. 218.

4) a. a. O. S. 252.

5) a. a. O. S. 194.

6) a. a. O. S. 194.

dachte. Denn Luther hat in all den Verhandlungen bis hin nach Schmalkalden immer dazu geraten, das Konzil zu beschicken und zur Voraussetzung nur die Möglichkeit gefordert, daß „aus Gottes klarem Wort geurteilt“ werde. So hatte er schon 1535 dem päpstlichen Legaten Vergerio auf dem Wittenberger Schloß gesagt: „Ja, ich will zum Konzil kommen und will meinen Kopf verlieren, wenn ich nicht meine Lehre gegen alle Welt verfechte.“ Er ist bereit mit Kopf und Kragen, Leib und Leben für sein Bekenntnis einzustehen. Er weiß, daß das kein Kinderspiel ist. Aber Luther läßt sich darum nicht schrecken, rüstet sich vielmehr in diesen Monaten in Ehren als Bekenner und Zeuge Christi zu bestehen, auch, wenn es sein muß, als Blutzeuge. Um dieser ernstesten Zurüstung auf das Bekenntnis als Märtyrer willen geht er trotz ständigen Mahnens des Kurfürsten nicht an die aufgetragene Arbeit, Artikel zu stellen. Er rüstet sich darauf, mit seinem Bekenntnis zu stehen und zu fallen. Er studiert nicht nur die früheren Konzilien, ihr Recht und Unrecht, er beschäftigt sich wieder, wie schon so oft, mit Hus, als der Gestalt eines vorbildlichen Märtyrers. Er gibt im Herbst 1536 drei Briefen des Hus aus dem Gefängnis in Konstanz, die Agricola veröffentlichte, eine Vorrede. Er warnt in der Vorrede vor Optimismus: „Wer nicht will, so vielmal gebrannt, witzig werden, der fahre immer zum Teufel hin. Er verdirbt ohne meine Schuld. Unser lieber Herr Jesus Christus gebe uns seinen Geist zu beten und denen, so das Konzilium regieren sollen, zu suchen, was Gottes ist, und zu vergessen und zu verachten, was ihr eigen ist.“¹⁾ Ende des Jahres schreibt er im Nachwort zu der Übersetzung der Briefe, wie Hus auf dem Scheiterhaufen gestorben ist und sagt: „Wer also mit Ernst im Tode den Herrn Jesum, Gottes Sohn, für uns gelitten, kann anrufen, und um solcher Sachen willen und mit solchem Glauben und Bekenntnis ins Feuer gehen, ist der nicht ein großer Märtyrer Christi? Sonst wird niemand selig werden. Denn er spricht: „Wer mich bekennet vor der Welt, den will ich bekennen.“ Summa: Der Papst macht viele Heiligen. Wer weiß, ob sie nicht in der Hölle sind? Diesen hat er in die Hölle gestoßen, der da muß gewiß im Himmel sein.“²⁾ Kein Pessimismus, kein Zittern vor dem Tode, keine Angst vor der Gewalt, so mahnt er. Wenn die Gegner meinen, die Wahrheit auf dem Konzil

1) W. A. L. S. 25.

2) a. a. O. S. 38.

unterdrücken zu können: „Joh. Hus hats anders geweissagt, wie durch viel andere und mich auch zum Teil geschehen. Denken sie aber: Es hat keine Not. Wir sind die Häupter! Wohlan, das gelte im Namen Gottes, wie es zur Zeit des Johannes Hus gegolten hat. Er sitzt noch, der dazumal saß! Sie aber werden aufstehen und den Stuhl räumen müssen. Das geht nicht fehl. Amen.“¹⁾ Da sehen wir in Luthers innerste Bekenntnis-Bereitigung hinein: Gläubiges Beten und die echte Bekenntnis-Bereitschaft und gläubiges Trotzen auf den, der allen menschlichen Gewalten zum Trotz „im Himmel sitzt und ihrer lachet“. Auch durch Sterben führt der Herr die Seinen zum Ziel, auch die Unterdrückung der Wahrheit kann ihren Sieg nicht hindern. Martinus mag sterben, wenn nur Christus lebt! Im Martyrium seiner Bekenner siegt Christus. Vivit, vincit! Er lebt! Er siegt!

Eine andere Schrift dieses Herbstes eröffnet uns denselben Einblick in Luthers Inneres. Es ist die Vorrede zu einer Schrift des Breslauer Pfarrers Moibanus.²⁾ Luther beklagt aus Anlaß von schrecklichen Ungewittern, daß die Menschen so wenig Blick für Gottes Wunder und Zeichen in der Schöpfung haben. „Gott ist zu sehr verachtet und unbekannt. Undank ist zu groß! Komm nur, Tod, und würge böse Buben alle und Christus helfe uns in sein Reich.“³⁾ Dennoch tut Gott seine Wunder auch heute. „Unsere Nachkommen (wo unsere Zeitgeschichte an sie kommen würde durch Bücher oder sonst) werden viel höher achten, was wir jetzt tun und leiden, denn wir selbst, die wir dabei sind und zum Teil selbst das Spiel spielen.“ Luther lenkt das Auge vom kleinen Augenblick und seinem Leiden auf den großen Zusammenhang der Geschichte der Kirche Gottes. Nach dem Tode wird es offenbar werden, daß die Rolle des Leidens, die der Christ hier zu spielen hat, durch Gottes Wunderwalten zum seligen Ende führt.

Der Bekenner steht in der Hand des Herrn der Kirche, deren Same das Blut der Märtyrer ist. Gottes Wunder läßt aus dem Bekenntnis der Kirche, auch

¹⁾ a. a. O. S. 39.

²⁾ Der 29. Psalm Davids von der Gewalt der Stimme Gottes in den Lüften, W. A. L., S. 40 ff.

³⁾ a. a. O. S. 45.

wenn es unterdrückt wird, den Sieg seines Reiches erwachsen. Im Glauben an dieses dem echten Bekennen verheißene Wunderwalten Gottes verbindet Luther zum Abschluß des zweiten Teils der Artikel nüchterne Beurteilung der Lage der Evangelischen in einem Konzil mit endzeitlicher Zuversicht:

„Sie werden nicht das geringste Gliedlein von der Artikel einem uns lassen können noch wollen. Des müssen wir gewiß sein und — uns erwägen der Hoffnung, Christus unser Herr habe seinen Widersacher angegriffen und werde nachdrücken mit Beidem, seinem Geist (in der bekennenden Kirche der Zeit) und seiner Zukunft (seinem Sieg in der triumphierenden Kirche am Ende der Tage).“¹⁾ Je stärker die Feinde Christi ihre Gewalt ausüben, desto gewisseres Anzeichen ist es, daß Christus am Werke ist, sie angreift und seinen Sieg heraufführt.

Weil D. Martin Luther sich zu diesem Bekenntnis des Lebens bereitete in der Stille des Gebetes und des Glaubens an Gottes Verheißung, konnte er in seinen Artikeln ein echtes Bekenntnis recht lehren. In Lehre und Leben steht er in der Gemeinschaft der Gläubigen. Sein Bekenntnis stimmt ein in den Lobpreis des Tedeum, das er als eins der großen Bekenntnisse gesungen hat²⁾:

Die teuren Märtyrer allzumal
loben dich, Herr, mit großem Schall;
die ganze werthe Christenheit
rühmt dich auf Erden allezeit.

¹⁾ W. A. L. S. 219f.

²⁾ „ein fein Symbolum oder Bekenntnis in Sangesweise gemacht, nicht allein den rechten Glauben zu bekennen, sondern auch darin Gott zu loben und zu danken.“ Die drei Symbole oder Bekenntnis des Glaubens Christi. W. A. L. S. 263.

Zum Luther-Studium.

D. Martin Luther: De servo arbitrio (Vom unfreien Willen).

A. Ausgaben.

(Die Auszüge aus den Einführungen sollen den Zusammenhang mit der Geschichte der Theologie deutlich machen. Jede Epoche der Theologie gibt diese Schrift Luthers neu heraus!)

I. Lateinischer Text

1. Erlanger Gesamtausgabe, Lateinische Schriften, Bd. VII S. 113ff. Opera latina, varii argumenti ad reformationis historiam imprimis pertinentia Vol. VII S. 112—368. Herausgegeben von H. Schmidt, Frankfurt 1878.

2. Weimarer Gesamtausgabe, Bd. XVIII, 1908. Herausgegeben von H. Freitag. Geschichtliche Einleitung S. 551—599. Theologisches Urteil im Banne der Ritschlschen Theologie: „Luther hält sich in de servo arbitrio nicht rein auf dem Boden der religiösen Erfahrung“ (Köstlin-Kawerau). Wo er beweist, arbeitet er mit einer für uns nicht mehr überzeugenden und oft von scholastischer Dialektik sich in nichts unterscheidenden theologischen Methode . . . Eine tiefere psychologische Betrachtungsweise war jener Zeit noch fremd!

3. Bonner (Studenten-) Ausgabe Bd. III S. 94—293, Berlin 1929. Lateinischer Text, herausgegeben von Otto Clemen.

II. Übersetzungen

1. Braunschweiger Ausgabe. Erg.-Bd. II, Berlin 1905, S. 205—550. Herausgegeben und übersetzt von Otto Scheel. Einleitung S. 205—213, Anmerkungen S. 522—550.

„Die Wahrung der Ehre Gottes und der Wahrheit der religiösen Erfahrung, die in Luthers Rechtfertigungslehre ihren Ausdruck gefunden hatte, . . . das ist der Grundton der Schrift . . . Aber Luther hat dem, nicht ohne krankhafte Stimmungen vorgetragenen, religiösen Grundgedanken zugleich eine deterministische Wendung gegeben, die in schroff supranaturaler Form entwickelt wird . . . Wenn scheinbar der Determinismus der Schrift die Heilsgewißheit schwandend machen könnte . . ., so hat doch Luther von einer solchen Unsicherheit sich nicht berührt gezeigt . . . Daß der in der deterministischen Anschauung Luthers enthaltene Fatalismus die Lebendigkeit des Gottvertrauens vernichten müsse, ist eine bisher unerwiesene Behauptung . . . Es gibt eben verschiedene Formen des Fatalismus . . . So wird Luthers Schrift . . . zu einer ganz besonders eindrucksvollen Darstellung seines Religionsbegriffs oder der letzten Motive. Mag auch der ihn umrahmende, massive Supranaturalismus heute Befremden erwecken, so läßt er doch immer noch die religiöse Kraft und Wahrheit des verfochtenen Gedankens selbst erkennen. Hart bleibt allerdings die Gesamtauffassung der Schrift. Die Fragestellung, die Luther bietet, ist mit seiner Glaubensauffassung nicht ausgeglichen, und die theologische Problemstellung ist noch die alte . . . Die psychologische Bedingtheit der Glaubensstellung des Menschen ist von Luther ignoriert

worden, und damit die Eigenart des psychischen Lebens, zu dem eben auch der Glaube gehört . . . Der Fehler liegt in der mittelalterlich supranaturalistischen Einrahmung des Problems . . .

Um ihrer singulären, fast auf jeder Seite sich äussernden religiösen Kraft willen, verdient Luthers Schrift vom verknechteten Willen trotz ihrer Breite und trotz ihrer zeitgeschichtlichen Bedingtheit ein aufmerksames Interesse.“

(Vgl. Carl Stange, *Velut ille ad Rombum* mit Kritik der Übersetzung Scheels. In *Zeitschrift für systematische Theologie*, VI S. 120—135, 1929.)

3. Münchener Ausgabe 1. A. Bd. 5, 1923, S. 1—286. 2. A. Ergänzungsreihe 1. Bd. 1934. Herausgegeben von S. W. Schmidt. Übersetzung von Justus Jonas von 1559 mit Überarbeitung nach dem lateinischen Original und leichter Modernisierung.

Einleitung S. IX—XXV. „Mit schroffer Einseitigkeit behandelt Luther die kritische Fragestellung, wie Religion überhaupt möglich sei; ohne Spizen abzubreaken und Härten zu vermeiden; ohne die ihm sonst eigene Psychologisierung der Entstehung des Glaubens aus dem Charakterbilde Jesu entwickelt er die Phänomenologie des religiösen Bewußtseins . . .“ Die Richtigkeit seines Schriftverständnisses begründet Luther „auf die Richtigkeit seiner Konzeption vom Wesen der Religion, die darin ihr Kriterium finde, daß in ihr Gottes Herrschaft faktisch zur Geltung komme, die Herrschaft des Gottes, der Gerechtigkeit und Gnade in einem ist.“

Text S. 1—286.

Erläuterungen S. 287—325.

3. Martin Luther, *Vom unfreien Willen*, herausgegeben von Friedrich Gogarten, München 1924. Die Übersetzung von Justus Jonas in heutiges Deutsch übertragen.

Nachwort vom Herausgeber (S. 344—371): Auseinandersetzung zwischen dem Protestantismus und dem Geist der modernen Welt. Der Neuprotestantismus als Religion des „Gottsuchens im eigenen Fühlen, Erleben, Denken und Wollen“ hat gerade mit den Reformatoren nichts mehr zu tun. Ein einziger Blick in Luthers Schrift gegen Erasmus beweist das. Erasmus ist einer der Väter des Neuprotestantismus. Die Verwandlung des Protestantismus durch den deutschen Idealismus in allgemeine Vernunftwahrheiten im Sinne der Immanenz Gottes in dem geistigen Leben selbst ist Mythos und Symbol. Damit wird lediglich auf das Subjekt gewiesen, nicht wie in der reformatorischen Lehre auf das Objekt. Die damit gegebene reine Ichhaftigkeit der modernen Persönlichkeitsidee steht im Gegensatz zu dem Ich, an das sich die Reformatoren wenden, dessen Wirklichkeit in seiner Beziehung zum Objekt, in der Bedingtheit durch das Du, in der Gegebenheit des Geschöpfes durch den Schöpfer besteht. Es ist kein Zufall, daß es sich bei der ersten, grundsätzlichen Auseinandersetzung zwischen dem reformatorischen Protestantismus und dem modernen Geist, zwischen Luther und Erasmus, um die Frage der Prädestination gehandelt hat. Denn nirgendwo sonst wie hier wird der Gegensatz so unübersehbar deutlich zwischen dem reformatorischen Protestantismus, dem die Begegnung vom Du und Ich die Wirklichkeit ist, und dem modernen Geist, dem das Letzte, die Wirklichkeit Begrün-

dende eine allgemeine Wahrheit ist. Prädestination wird zum Determinismus und Fatalismus, wenn sie aus der Region des Jetzt und Hier, des Einmaligen, in die Region des Allgemeinen, Begrifflichen und Ideellen übertragen wird.

(Vgl. Karl Holl, Gogartens Lutherauffassung in: Gesammelte Aufsätze zur Kirchengeschichte III Tübingen 1928, S. 244—255.)

S. W. Schmidt, Eine kurze Bemerkung zu Gogartens Ausgabe in Christliche Welt 38, 1924, S. 941—945.)

5. Martin Luther, Vom unfreien Willen. Eine Kampfschrift gegen den Mythos aller Zeiten aus dem Jahre 1525. Nach dem Urtext neu verdeutscht von Otto Schumacher, Göttingen 1937.

Einführung S. 1—16. Text S. 17—228.

Die Übersetzung hat zwar die bisherigen von Jonas und Scheel verglichen, bietet aber eine ganz neue Übertragung in unserer Redeweise und Satzgestaltung. Der Verfasser will sich an Luthers Grundsatz halten: „Warum die Worte ohne Not so steif und streng handeln, daß man nichts draus verstehen kann.“ Diese Übertragung ist die beste Einführung in den Gedankengang der Schrift, wenn auch im einzelnen der Wortlaut Luthers verlorengeht.

Sehr gut sind die Lesehilfen: Kleindruck macht sachliche Wiederholung kenntlich. Sperrungen im Text und Seitenüberschriften heben den sachlichen Gehalt des Buches hervor, während das klar disponierte Inhaltsverzeichnis zugleich der formalen Übersicht dient. Sehr gut auch der Hinweis: „Man beginne mit Luthers Selbstbekenntnis (am Schluß), bevor man mit der Einleitung anfängt, die den schwierigen Teil des ganzen Buches darstellt.“

„Luther sagt einem mächtigen und verderblichen Mythos den Kampf an. Als solchen macht er die Lehre von der Willensfreiheit erkennbar, indem er aufzeigt, aus welchen fragwürdigen Gründen die menschliche Vernunft an dieses Gedankending von jeher ihre beste Kraft verschwendet hat. Dabei stößt er auf einen zweiten Mythos, der dem ersteren und jedem anderen zugrunde liegt; den man daher als Ur-Mythos bezeichnen könnte; nämlich auf die mehr oder minder verhüllte, doch gewöhnlich als selbstverständlich behandelte Annahme, es bestehe eine Freiheit der menschlichen Vernunft, im Gegensatz zu der von Gott ausgehenden Offenbarung oder auch nur unabhängig von ihr eigene Glaubensgedanken zu erdichten. Hinter dem schönen Schein dieser Freiheit entdeckt Luther die Teufelsfrage der vollendeten Gottlosigkeit. So wird er zum Warner, dessen Stimme gerade heute nicht überhört werden darf.“

Sch. bietet eine ausgezeichnete, knappe Einführung in die Geschichte des Kampfes, und zeigt in scharfer und schneidender Zuspitzung den bleibenden Wert dieser Kampfschrift Luthers auf. Gefährdet L.s Lehre die Sittlichkeit? Erötet sie das Heldische? Im Kampfe zwischen Vernunft und Offenbarung wendet sich Luther gegen „den Mythos aller Jahrhunderte“, die Erdichtung der menschlichen Vernunft, sie dürfe sich den Gottesglauben erdichten.

Neuere Literatur

1. J. Kattenbusch, Luthers Lehre vom unfreien Willen und von der Prädestination nach ihren Entstehungsgründen untersucht, anast. Neudruck der Habilitationschrift vom J. 1875, Göttingen 1905 (hier die ältere Literatur).
2. Sodeur Luthers Schrift *De servo arbitrio* im Lichte der modernen Philosophie. Protestantische Monatshefte X 1906, S. 319—325.
3. Zickendraht, Der Streit zwischen Erasmus und Luther über die Willensfreiheit 1909.
4. A. Meyer, Etude critique sur les relations d'Erasmus et de Luther. Paris 1909.
5. J. Kattenbusch, Deus absconditus bei Luther. Festschrift für J. Kaftan, Tübingen 1919, S. 170 ff.
6. Runestam, Om den trålbundna Viljan. Övers. av Gunnar Rudberg, Stockholm 1925.
7. Rudolf Benndorf, Luthers „de servo arbitrio“ und das kirchliche Bekenntnis. In: Christentum und Wissenschaft I 1925, S. 424—436, 465—486.
8. Martin Peiser, Zum Problem von Luthers „De servo arbitrio“. In: Theologische Studien und Kritiken 98/99, 1926, S. 212—258.
9. E. Voß, Erasmus Roterdamus in his Relation to Luther and Melancthon, in: The Journal of English and German Philologie. 1927.
10. M. Burgdorf, Luthers Schrift vom geknechteten Willen und die Theologie Karl Barths, Neumünster 1928.
11. Fritz Blanke, Der verborgene Gott bei Luther 1928.
12. E. Schott, Luthers Lehre vom *servum arbitrium* in ihrer theologischen Bedeutung. In: Zeitschrift für systematische Theologie VII 1930, S. 399—430.
13. Rudolf Hermann: Zu Luthers Lehre vom unfreien Willen. In: Greifswalder Studien zur Lutherforschung und neuzeitlichen Geistesgeschichte IV 1931. S. 17—32.
14. Fr. W. Schmidt, Theozentrische Theologie im Nominalismus und bei Luther (Festschrift für Kattenbusch). Zeitschrift für Theologie und Kirche 1931.
15. H. J. Iwand, Studien zum Problem des unfreien Willens. In: Zeitschrift für systematische Theologie VIII 1931, S. 216—250.
16. Joh. Rupprecht, Das Problem der Willensfreiheit im Lichte der reformatorischen Wahrheit. In: Zeitwende VIII, S. 139—147.
17. A. Frid, Die Theologie des Worts wider die Religion des Mythos (Luthers Kampf gegen Erasmus), Jahrbuch der Theologischen Schule 1934, S. 45—81. A.

Bücherschau.

Luther und die Juden.

Luther hat sich sein ganzes Leben hindurch auch sehr viel mit der Judenfrage beschäftigt. Aber in den letzten hundert Jahren hat man seiner Stellung zu den Juden wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Gewiß erschien auch in dieser Zeit eine ganze Reihe von Abhandlungen über dieses Thema. Es begegnen uns hier z. B. die Namen verschiedener bekannter Theologen: Hengstenberg (1850), S. Cremer, G. Buchwald (1881), Fr. Lezius (1892). Ich selber habe vor über 45 Jahren in einem Zeitungsartikel auf Luthers schärfste judengegnerische Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“ hingewiesen. Aber in weiteren Kreisen waren diese Dinge wenig bekannt.

Vor allem fehlte es denen, welchen nicht eine der Gesamtausgaben von Luthers Werken zur Verfügung stand, an der Möglichkeit, sich unmittelbar mit Luthers einschlägigen Anschauungen bekannt zu machen. Die Volksausgaben, die allerdings selbst bei größerem Umfang nur einen verhältnismäßig kleinen Teil von Luthers ungemein umfangreichem Schrifttum bringen können, enthielten keine von Luthers Judenschriften. Es fehlte aber auch an Schriften, die wenigstens Auszüge aus denselben brachten.

Es waren vor allem völkisch-radikale Kreise, die schon vor einiger Zeit auf diese Seite in Luthers schriftstellerischer Tätigkeit hinwiesen. Im Jahre 1920 gab Dr. jur. Alfred Falb eine Schrift mit dem Titel: „Luther und die Juden“ heraus. Dieselbe kam im vorigen Jahre in einem neuen Abdruck heraus (München, Deutscher Volksverlag, 80 Seiten, 1,20 RM.). Luther wird hier als „der größte Deutsche“ bezeichnet und zugleich als ein Anbahner einer deutschen Religion hingestellt. Er sei „nur durch Mangel an Mitteln zu wissenschaftlicher Prüfung verhindert“ worden, das „begonnene Werk ganz zu vollenden, dessen letzte Erfüllung bereits in seiner Seele schlummernd und der Erweckung harrend lag“ (S. 12).

Es ist, abgesehen von anderem, etwas eigentümlich, daß Falb hier das wissenschaftliche Moment so sehr betont. Denn die Ausführungen seiner Schrift lassen gerade wissenschaftliche Methode und Kenntnis z. T. stark vermissen. Ich greife nur einige Beispiele heraus. 1. In dem Abschnitt „Luthers Tischreden über die Juden“ heißt es von diesen Tischreden: Sie sind „nur Wiederholungen dessen, was Luther bereits (über die Juden) geschrieben hatte oder noch zu schreiben plante (sofern nämlich diese Tischreden vor dem Jahre 1542 stattfanden).“ (66, Sperungen von mir.) Nun fällt aber die erdrückende Mehrzahl der uns erhaltenen datierten Tischreden in die Zeit vor der Abfassung der Schrift „von den Juden“ (Dez. 1542), nämlich in die Jahre 1531 bis Spätherbst 1542. Und der eigentliche Entschluß, eine solche Schrift abzufassen, entstand erst im Frühjahr 1542. Wo also solche Tischreden (bisweilen wörtlich) mit Ausführungen jener Schrift übereinstimmen, haben wir es nicht mit Wiederholungen jener Ausführungen zu tun. Vielmehr wiederholt Luther in der Schrift „Von den Juden“ häufig das, was er schon in jenen Tischreden wie auch in seiner Vorlesung über die Genesis (von 1535 an) ausgesprochen hatte. 2. Aufl. S. 15 wird ziemlich unverblümt der Verdacht ausgesprochen, daß

die Weimarer Lutherausgabe die zwei schärfsten antijüdischen Schriften („Von den Juden“ und „Vom Schem Hamphoras“) ganz unterschlagen wollte. Sie seien in den damals (1920) bereits erschienenen Band mit den sonstigen Schriften von 1543 nicht aufgenommen worden. — Wenn nun jemand aber auch keine Ahnung von der Genauigkeit hätte, mit welcher diese Lutherausgabe selbst die kleinsten Kleinigkeiten von Luther bringt (z. B. 48 S. 225 ff.), so müßte er doch eine Unterschlagung jener beiden umfangreichen antijüdischen Schriften, die bereits in allen früheren Gesamtausgaben veröffentlicht sind, für undenkbar halten. Die paar Schriften von 1545 wurden übrigens nicht vor dem 53. Band (v. J. 1920) mit jenen Judentexten, sondern 3. T. in demselben, 3. T. erst in Bd. 54 v. J. 1928 bzw. 40, 3. Abt., v. J. 1930 (!) gebracht. 3. Falb hat offenbar auch die Meinung, die in radikal-völkischen Kreisen (vgl. z. B. Fritsch, Handb. der Judenfrage, 29. Aufl. S. 44) wie bei Philosemiten (z. B. Ed. Lamparter, Ev. Kirche und Judentum, 1928, S. 7) weit verbreitet ist, Luther sei in seiner Erstlingszeit judenfreundlich gewesen (12). In Wirklichkeit spricht er sich da (und zwar schon in seiner ersten Vorlesung über den Psalter, 1513/5) vielfach sehr ungünstig über die Juden aus. Er bezeichnet sie z. B. als „unverbesserlich“ (vgl. auch seinen Brief an Spalatin vom März 1514, W. Br. 1, 24). Erst anfangs der 20er Jahre setzte eine kurze judenfreundliche Periode ein. 4. Am Ende seiner Schrift (wie auch auf S. 12, 30 und 54 der Broschüre „Luther und Marcion gegen das Alte Testament“ v. J. 1923) bringt Falb den Anfang einer Aufforderung, die Luther (gegen Schluß der Schrift „Vom Schem Hamphoras“) an die „Hebraisten“ (die Kenner und Lehrer des Hebräischen) richtet, das Alte Testament „von der Juden Peres (= Schmutz) zu reinigen“. Leider läßt er jedesmal die zu dem gleichen Satz gehörenden, für das Verständnis unbedingt nötigen Worte weg. Wäre das nicht der Fall, so könnte der aufmerksame Leser merken, daß Luther unter dem „Peres“ nicht etwa kleinere oder größere jüdische Einschübe in den alttestamentlichen Text versteht. Luther spricht vielmehr hier (wie an vielen anderen Stellen) davon, wie die Juden dem ursprünglich ohne Vokale und Interpunktion geschriebenen Text manchmal (besonders bei Weissagungen) durch unrichtige Vokalisation, Interpunktion und Konstruktion einen falschen Sinn aufnötigten. Wenn man allerdings bedenkt, daß sogar ein bekannter evangelischer Theologe (Dr. Schairer) das nicht versteht und sich für seine unerhörten Angriffe auf den Gott des Alten Testaments (dem er „Mordbrennerei“, „Massenschlächtere“ usw. vorwirft) auf obigen Auftrag Luthers zu berufen wagt („Deutscher Sonntag“ Nr. 14), so erscheint das grobe Mißverständnis des Nicht-Theologen Falb immerhin in einem milderen Licht.

Einen völlig anderen Charakter weisen die beiden weiteren noch zu besprechenden einschlägigen Schriften auf.

Das Buch „Luthers Kampfschriften gegen das Judentum“ von Dr. W. Linden (Berlin, Alinhardt und Biermann, 254 S., geb. 4,80 RM.) bringt im 1. Abschnitt vor allem eine im wesentlichen durchaus zutreffende Darstellung von Luthers innerer Entwicklung in der Judenfrage und eine besondere Bewertung seiner Schrift „Von den Juden“. Es wird hier, um nur Einiges hervorzuheben, klar aufgezeigt, daß Luther in der Erstlingszeit antijüdisch eingestellt, daß in seiner Stellungnahme allezeit der religiöse Gesichtspunkt der ausschlaggebende war

(40, 42), und daß nach Luther das „heutige Volk der Juden mit dem alttestamentlichen Judenvolke kaum noch zu vergleichen sei“ (41). Nun aber auch eine kritische Bemerkung! Es ist nicht richtig, daß die Frage, ob bzw. inwiefern der Dekalog, obwohl auch er ein Bestandteil des den Juden gegebenen alttestamentlichen Gesetzes ist, doch auch die Christen verpflichtet, erst i. J. 1532 an Luther herangetreten sei (S. 37). Vielmehr hat Luther dieses Problem schon im Laufe der Jahre 1522/25 gelöst. (Näheres in meiner Abhandlung „Luther und das Alte Testament“ im Juni- und Juliheft der Zeitschrift „Luthertum“ auf S. 173 ff.) Auch die weiteren Bemerkungen zu dieser Sache sind nicht ganz zutreffend. — Auf S. 49—234 des Lindenschen Werkes werden dann (in etwas modernisiertem Deutsch) die Schrift „Von den Juden“ und die „Vermahnung wider die Juden“ (v. 1540) vollständig, die Schriften „Wider die Sabbather“ (1538) und „Von Schemhamphoras“ (1543) sowie die einschlägigen Tischreden auszugsweise mitgeteilt. Dadurch wird dem Leser zugleich ein wertvoller Einblick in Luther selber ermöglicht.

„Luthers Kampf gegen die Juden“ von Lic. Erich Vogelsang (Tübingen, 1933, J. C. B. Mohr (P. Siebeck, 55 S., 1,50 RM.) gibt auf Grund genauer Kenntnis und sorgfältiger Verwendung der Quellen eine umfassende Darstellung von Luthers Stellung zur Judenfrage. Es werden auch solche Punkte beachtet, die sonst meist übergangen werden, z. B. die von Luther klar erkannte Gefahr, daß infolge des „Judenzen“ der neueren christlichen „Hebräisten“ (Lehrer des Hebräischen) wie Pagninus und Münster die rabbinische Schrifterklärung auch in die Kirche einzudringen drohte (z. B. Enders 11, 343); oder die für Luther sehr bezeichnende Tatsache, daß er zwei schärfsten antijüdischen Schriften mit einem Gebetswunsch für Bekehrung von Juden schloß (S. 8). Immer wieder wird mit Nachdruck betont, daß die Judenfrage für Luther „zuerst und zuletzt die Christusfrage“ ist (9). „Einer vom Religiösen losgelösten, rein völkischen oder rein rassistischen Betrachtungsweise wird man bei Luther nicht begegnen.“ „Anfang und Ende seiner Gedanken ist Christus“ (52). Gewiß gibt es auch Punkte, wo man etwas anderer Ansicht sein kann als Lic. Vogelsang. Da und dort hätte man vielleicht auch einen kleinen Wunsch, z. B. bei dem schon oben erwähnten „Judenzen“ oder bei dem bekannten Wort von dem Hinabstoßen des jüdischen Taufbewerbers in die Elbe die Angabe des Fundorts bei Luther (Erl. 63, 64 bzw. Nr. 1795 und 2634), in welcher letzterem Fall der Leser zugleich erfahren würde, daß sich nur um eine gelegentlich bei Tisch gemachte Bemerkung handelt. Aber jedenfalls sollte m. E. Niemand, der sich mit Luthers Stellung zum Judentum beschäftigt, an dieser wertvollen Schrift vorübergehen.

Ansbach.

Kirchenrat D. S. Steinlein.

S. Schöffel, Die Herrlichkeit der Bibel. Verlag der Agentur des Rauben Hauses, Hamburg, 1. A. 1937, 3. A. 1937. 127 S. Preis RM.2,—.

In vierzehn Tagen die erste Auflage vergriffen, in wenigen Monaten die dritte Auflage erschienen — dieser Absatz erklärt sich nicht nur aus Namen und Ruf des Verfassers, sondern aus der Sache, um die es in diesem Buche geht, und aus der Art, wie sie geführt wird. Es geht um die Bibel, um die sich heute das Getümmel heftiger Anfeindung erhebt. Sch. nimmt diese An-

griffe und die aus ihnen folgenden Anfechtungen ernst, kennt und nennt Kritik und Schatten der Bibel. Aber er widerlegt nicht mit mühsamer Verteidigung der Bibelmöglichkeit, sondern durch einen Hymnus auf die Bibelherrlichkeit. Die Gifttropfen des Zweifels an der Bibel werden wie von einem brausenden Sturzbach in diesem leidenschaftlich bewegten, gedanklich tiefen, anschaulich überströmenden Glaubenszeugnis für die Bibel hinweggeschwemmt. Ich weiß, wie dieser in vollen Akkorden ausströmende Lobpreis Bibelchristen in dieser Zeit gestärkt, junge, fragende Menschen entflammt und Bibelbekämpfer nachdenklich gemacht hat. Das aber nur deshalb, weil diese Begeisterung am Geiste der Bibel selbst entzündet ist und sich aus seiner Fülle und Einheit nährt. Welche Fülle der Gedanken, der Beispiele, der Bilder der Bibel wird auf diesen 127 Seiten aufgeboten: der unendliche Reichtum der Bibel, der sie über jedes andere Buch der Weltliteratur unvergleichlich erhebt, wird hier nicht nur behauptet, sondern zur Anschauung erhoben. Und wie wird nun wieder diese Fülle gebändigt und gebunden durch den einen Leitgedanken, den der Gottesgeschichte. Sch. weiß, daß der heute vielfach angegriffene Begriff der Heilsgeschichte der Gefahr unterliegt, das göttliche Geheimnis durch die Zuordnung zur Geschichte dieser Zeit und ihren Maßstäben zugunsten glaubensvernünftiger Einsicht preiszugeben. Er weiß aber andererseits darum, daß die Theologie des Wortes der Gefahr unterliegt, aus der Offenbarung Gottes eine Summe von Lehrsätzen, ein bloßes Gedanken-System, zu machen. Wort Gottes ist aber Tat Gottes. Das Handeln Gottes, so verborgen es uns in seinem letzten Geheimnis bleiben wird, offenbart sich doch in der Einheit seines Heilsratschlusses als „Geschichte“. Diese Geschichte hat ihre erste Epoche im „Urstand“, der nicht nur ein Grenzbegriff ist, sondern der Gottes Setzung der Menschheits-Geschichte bedeutet. Und auch nach dem Fall bleibt von daher die Durchwältung der Naturgeschichte und die Regierung der Menschengeschichte durch die Gottesgeschichte. Verläuft die Menschengeschichte seit dem Fall im dunklen Tale, so läuft die Gottesgeschichte im Wunder des Heilsratschlusses der Erlösung und seiner Entfaltung in der Zeit heimlich und verborgen, manchmal auch wuchtig durchbrechend mit uns als heller Glanz. Strahlend wie eine Himmelssonne tut sie sich in Jesus Christus, seiner Person und seiner Geschichte auf, bis durch ihn der letzte Feind überwunden ist und unsere Geschichte wieder einmündet in die erste Gottesgeschichte. In dieser seiner Geschichte wird die Herrlichkeit Gottes als des Gottes der Gnade offenbart. Von ihr gibt die Bibel Kunde: Gottes Herrlichkeit ist die Herrlichkeit der Bibel. Diese Ausrichtung der Bibel auf die Gottesgeschichte bringt eine reiche Anwendung auf die Hauptlehren des christlichen Glaubens mit sich, öffnet mancherlei Durchblick auf die Wirklichkeit des natürlichen, kirchlichen, geschichtlichen Lebens, bestimmt die Unterscheidung von Religion und Offenbarung, Kreis und Gerade, Kätsel und Geheimnis, Tod und Sterben. So bietet das Buch auch für viele Einzelfragen im heutigen Ringen klare und fesselnde Gedanken. Sein theologischer Grundgedanke aber gibt ihm den Grundwert, der diesem Buch eine so überwältigende Aufnahme bereitet hat: Gottes Wort ist Gottes Geschichte!

K.

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg 1, Kreuzerstraße 3 — P. L. 2, D.-N. 2760 Stück.
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Hans Herm. Gaede, Leipzig — Druck: Herm. Böhlau Nachf., Weimar

Soeben ist erschienen:

Matthias Claudius, Briefe an Freunde

Gesammelte Briefe, Band I*. Herausgegeben von Hans Jessen
455 Seiten. Gebunden RM 8.75

Bielgeliebt und verehrt bis auf den heutigen Tag, ist die eigenartige Persönlichkeit des Wandsbeker Boten doch nur in allgemeineren Zügen bekannt. Darum dürfte gerade jetzt, da die Wirkung des Dichters auf viele suchende, besinnliche Gemüter sehr deutlich zu spüren ist, die Veröffentlichung seiner Briefe lebhaften Widerhall finden.

* Band II „Briefe an die Familie“ erscheint im Winter 1938/39

Ruth Schaumann, Der mächtige Herr

50 Holzschnitte zum Heliand. 100 Seiten. Gebunden RM 4.80

Dieses Werk, mit dem Ruth Schaumann als Meisterin des Holzschnittes vor uns tritt, ist aus dem Erlebnis des Heliand entstanden und dieses Erlebnis spricht sich in den kraftvollen und zugleich innigen Blättern aus. Damit rückt der Heliand aus der Sphäre des nur historischen antiquarischen Interesses heraus und wird dem Leser anschauliche Gegenwart.

In der Eckart-Kreis-Bücherei erscheinen neu:

Band 39

Was wir am Christentum haben

Die Botschaft des Matthias Claudius

208 Seiten. Gebunden etwa RM 2.40

Uns heutige, die wir uns vor ähnliche Fragen und Kämpfe gestellt sehen wie Matthias Claudius, geht insbesondere die religiöse Botschaft dieses Mannes an. Diese wird hier, sorgfältig und behutsam aus dem Gesamtwerk herausgelöst und in einen angemessenen Zusammenhang gebracht, dem Leser dargeboten. Es zeigt sich, daß alles, was Matthias Claudius zu den Fragen des Christentums, der Obrigkeit, der Revolution, des Volkstums, insbesondere aber zu der Kernfrage der Offenbarung Gottes in Christus zu sagen hatte, frisch wie am ersten Tag auf uns einwirkt. So kann der Wandsbeker Bote heute den gleichen Dienst tun, den er einst seinen Zeitgenossen geleistet hat: nämlich jedermann klarzumachen, was wir am Christentum haben.

Band 40

Der Meister

Bekennnisse von Ludwig Richter, Hans Thoma, Rudolf Koch

72 Seiten. Gebunden etwa RM 1.20

Ludwig Richter schrieb seine Lebenserinnerungen, Hans Thoma seine Erinnerungen und Mahnrufe, Rudolf Koch seine deutschen Schriften. Aus diesen Aufzeichnungen ist hier zusammengestellt, was die drei Männer über den Wert und die Geltung des Christentums für unser Volk gesagt haben: ein Büchlein kerniger Sprache, einfachen Glaubens, herzlichem Zuspruchs.

Bitte unser Gesamtverzeichnis anfordern!

ECKART-VERLAG G. M. B. H. / BERLIN-STEGLITZ

Mystiker des Abendlandes

Herausgegeben von R. S. Merkel

Band 1: Wilhelm Oehl

Deutsche Mystikerbriefe des Mittelalters von 1100—1550

842 Seiten, gr. 8°. 1931. Leinen RM. 22.50, brosch. RM. 20.—

Mit Rupert von Deutz, Hugo von St. Viktor und der hl. Hildegard beginnt das Werk und führt bis zu Trithemius und zu Maria von Osterwyk. Außer den bekannten Briefwechseln Heinrich von Nördlingens oder Seuses finden wir hier umfangreiche Stücke Jordans von Sachsen, Christines von Stommeln, Dionysius Ryfels, des Karthäusers, Nikolaus von Cues, um nur einige der namhaftesten anzuführen. Im ganzen kommen 40 Briefschreiber zu Wort. Die meisten sind von ausgeprägter Eigentümlichkeit, und im Wandel des Tons macht sich zugleich etwas vom Wandel der Zeiten und ihrer Empfindungen geltend. Berner Tageblatt

Band 2: Max Wieser

Peter Poiret, der Vater der romanischen Mystik in Deutschland

348 Seiten, gr. 8°. 1932. Leinen RM. 16.—, brosch. RM. 14.—

Mit dieser Monographie füllt der Verfasser eine Lücke aus in der Erkenntnis der geistigen und seelischen Grundlagen modernen Menschentums; er hat keine Mühe gescheut, das völlig verstreute Material zu sammeln, auch die zahlreichen, von Poiret herausgegebenen und bearbeiteten mystischen Traktate festzustellen. Wir finden darin auch ein Mystikerverzeichnis Poirets, das die Verbreitung romanischer Mystiker innerhalb des deutschen Protestantismus aufzeigt und für die seelische Struktur jener Zeit von hoher Bedeutung ist. Bölnische Zeitung

Band 3: Erich Seeberg

Gottfried Arnold

501 Seiten, gr. 8°. 1934. Leinen RM. 18.—, brosch. RM. 16.—

Arnold gehört der Mystik im weiteren Sinne des Wortes eigentlich nur mit seinen Schöpfungen der mittleren Periode an. In dieser Zeit hat er als mystischer Theologe eine wichtige Stellung in der Geschichte der mystischen Bewegungen eingenommen, so gewiß er die deutsche Christosophie Jakob Böhmes, den englischen Spiritualismus und die romantische Unbewußtheitslehre Poirets zu verschmelzen und in eine Art System zu bringen trachtete. Geistige Arbeit

Band 4: Joseph Prestel

Die Offenbarungen der Margaretha Ebner und der Adelheid Langmann

Erscheint 1938

In Vorbereitung: Band 5: Franz Joseph Graf Matuschka
Saint-Martin, der Mystiker der Aufklärungszeit

Verlag Hermann Böhlaus Nachfolger / Weimar

1937 N 1100

Luther

Vierteljahrschrift der
Luthergesellschaft



HERAUSGEBER D. TH. KNOLLE
VERLAG BÖHLAU + WEIMAR
HEFT 1 19. JAHRGANG 1937

U.S. ZUB.

Inhalt des 1. Vierteljahrsheftes

Luthers Bekenntnis — der Kirche Bekenntnis I. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle, Hamburg	I
Der Türkeneinbruch von 1529 und die Entstehung des Lutherliedes: Ein feste Burg ist unser Gott. Von Geh. Archivrat D. Dr. Walter Friedensburg, Wernigerode	4
Vom Wagnis des Lebens. Von Studiendirektor Lic. Fritz Doffe, Wolfenbüttel	16
Deutschland — Lutherland. Von Lic. Oscar Thulin, Direktor der Lutherhalle, Lutherstadt Wittenberg	29
Bücherschau	28

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg I, Kreuzlerstraße 3

Bei einem Jahresbeitrage von mindestens RM. 3.— (abgesehen vom Ortszuschlag) erhalten die Mitglieder der Luthergesellschaft die Vierteljahresschrift, bei einem Beitrage von RM. 10.— außerdem das Luther-Jahrbuch. Anmeldung bei der Geschäftsstelle in Breslau 16, Beethovenstr. 11. Zahlung für Luthergesellschaft E. V., Berlin-Lichterfelde, Postfachamt Berlin Nr. 80465. — Ortsgruppenmitglieder zahlen den Beitrag einschl. eines Ortsgruppenzuschlages an den Schatzmeister bzw. das Konto der betr. Ortsgruppe.

DIE WEIMÄRER LUTHERAUSGÄBE

ca. 100 Bände in vier Abteilungen

- I. Werke. 70 Bände. Hiervon 4 noch im Erscheinen.
- II. Tischreden. 6 Bände.
- III. Die deutsche Bibel. 12 Bände. 7 Bände liegen vor, Band 8 und 9 sind im Druck, 10 und 11 in Vorbereitung.
- IV. Briefe. 9 Bände. 7 Bände liegen vor. Band 8 und 9 folgen bis 1938.

VERLAG HERMANN BOHLAUS NACHF. / WEIMAR

Luther

Vierteljahrschrift der

Luthergesellschaft



HERAUSGEBER D. TH. KNOLLE
VERLAG BÖHLAU + WEIMAR

HEFT 2

19. JAHRGANG

1937

1937

Inhalt des 2. Vierteljahrsheftes

Der lutherische Bauer in der Publizistik, insbesondere in der Bildardarstellung der Reformation. Von Stadtwikar Dr. theol. Kurt Uhrig, Frankfurt a. M.	33
Grundlegung und Gang des Luthertums in Deutschland. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle, Hamburg	43
Glaubenswechsel in Wittenberg 1635. (Ein Beitrag zur Geschichte des Luthertums.) Von Studiendirektor i. R. Professor Heinrich Heubner, Wittenberg	55
Bücherschau	65
D. Martin Luther: Gott in Christo	72
Abbildungen: 1. Der Baum des Glaubens, Holzschnitt von Heinrich Vogtsherr 1524	37
2. Der Schafstall Christi, Eindruckblatt von Sebald Beham	39
3. Zweierlei Predigt, Holzschnitt von Georg Pencz	41
4. Die Stände, Holzschnitt von Hans Weiditz vor 1530	42

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg I, Kreuzlerstraße 3

Bei einem Jahresbeitrage von mindestens RM. 3.— (abgesehen vom Ortszuschlag) erhalten die Mitglieder der Luthergesellschaft die Vierteljahresschrift, bei einem Beitrage von RM. 10.— außerdem das Lutherjahrbuch. Anmeldung bei der Geschäftsstelle in Breslau 16, Beethovenstr. 11. Zahlung für Luthergesellschaft L. V., Berlin-Lichterfelde, Postcheckamt Berlin Nr. 80465. — Ortsgruppenmitglieder zahlen den Beitrag einschl. eines Ortsgruppenzuschlages an den Schatzmeister bzw. das Konto der betr. Ortsgruppe.

DIE WEIMÄRER LUTHERAUSGÄBE

ca. 100 Bände in vier Abteilungen

- I. Werke. 70 Bände. Hiervon 4 noch im Erscheinen.
- II. Tischreden. 6 Bände.
- III. Die deutsche Bibel. 12 Bände. 7 Bände liegen vor, Band 8 und 9 sind im Druck, 10 und 11 in Vorbereitung.
- IV. Briefe. 9 Bände. 7 Bände liegen vor. Band 8 und 9 folgen bis 1938.

Sonderprospekt über Preis und Inhalt der einzelnen Bände kostenlos.

VERLAG HERMANN BÖHLAUS NACHF. / WEIMAR

Luther

Vierteljahresschrift der

Luthergesellschaft



U.B. T.Ü.B.

26 SEP 1937

**HERAUSGEBER D. TH. KNOLLE
VERLAG BÖHLAU + WEIMAR**

HEFT 3

19. JAHRGANG

1937

Inhalt des 3. Vierteljahrsheftes

Zu Luthers Auslegung des Neuen Testaments. Von Superintendent i. R. D. Georg Buchwald, Rochlitz i. S.	73
Aus D. M. Luthers Psalmen-Auslegung	82
Das Kreuz Christi bei Luther. Von Vikar Otto Bachmann, Bad Tölz . . .	83

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg 1, Kreuzlerstraße 3

Bei einem Jahresbeitrage von mindestens RM. 3.— (abgesehen vom Ortszuschlag) erhalten die Mitglieder der Luthergesellschaft die Vierteljahresschrift, bei einem Beitrage von RM. 10.— außerdem das Luther-Jahrbuch. Anmeldung bei der Geschäftsstelle in Breslau 16, Beethovenstr. 11. Zahlung für Luthergesellschaft E. V., Berlin-Lichterfelde, Postfachamt Berlin Nr. 80465. — Ortsgruppenmitglieder zahlen den Beitrag einschl. eines Ortsgruppenzuschlages an den Schatzmeister bzw. das Konto der betr. Ortsgruppe.

DIE WEIMÄRER LUTHERAUSGÄBE

ca. 100 Bände in vier Abteilungen

- I. Werke. 70 Bände. Hiervon 4 noch im Erscheinen.
- II. Tischreden. 6 Bände.
- III. Die deutsche Bibel. 12 Bände. 7 Bände liegen vor, Band 8 und 9 sind im Druck, 10 und 11 in Vorbereitung.
- IV. Briefe. 9 Bände. 7 Bände liegen vor. Band 8 und 9 folgen bis 1938.

Sonderprospekt über Preis und Inhalt der einzelnen Bände kostenlos.

VERLAG HERMANN BOHLAUS NACHF. / WEIMAR

Luther

Vierteljahrschrift der

Luthergesellschaft



U.B.TÜB.

13. JAN. 1938

**HERAUSGEBER D. TH. KNOLLE
VERLAG BÖHLAU + WEIMAR**

HEFT 4

19. JAHRGANG

1937

Inhalt des 4. Vierteljahrsheftes

	Seite
„Erbünde“ bei Luther. Von Lic. Hans Henning Pflanz, Leipzig	97
Luthers Bekenntnis — der Kirche Bekenntnis II. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle-Hamburg	112
Zum Luther-Studium: De servo arbitrio. Von Hauptpastor D. Theodor Knolle-Hamburg	117
Bücherschau	121

Schriftleitung: Hauptpastor D. Knolle, Hamburg I, Kreuzerstraße 3

Bei einem Jahresbeitrage von mindestens RM. 3.— (abgesehen vom Ortszuschlag) erhalten die Mitglieder der Luthergesellschaft die Vierteljahresschrift, bei einem Beitrage von RM. 10.— außerdem das Luther-Jahrbuch. Anmeldung bei der Geschäftsstelle in Breslau 16, Beethovenstr. 11. Zahlung für Luthergesellschaft L. V., Berlin-Lichterfelde, Postcheckamt Berlin Nr. 80465. — Ortsgruppenmitglieder zahlen den Beitrag einschl. eines Ortsgruppenzuschlages an den Schatzmeister bzw. das Konto der betr. Ortsgruppe.

DIE WEIMÄRER LUTHERAUSGABE

ca. 100 Bände in vier Abteilungen

- I. Werke. 70 Bände. Hiervon 4 noch im Erscheinen.
- II. Tischreden. 6 Bände.
- III. Die deutsche Bibel. 12 Bände. 7 Bände liegen vor, Band 8 und 9 sind im Druck, 10 und 11 in Vorbereitung.
- IV. Briefe. 9 Bände. 7 Bände liegen vor. Band 8 und 9 folgen bis 1938.

Sonderprospekt über Preis und Inhalt der einzelnen Bände kostenlos.

VERLAG HERMANN BOHLAUS NACHF. / WEIMAR

Erklärung.

In den Erörterungen über das „Probetestament“ der Bibelgesellschaften ist mehrfach die Luther-Gesellschaft erwähnt worden. Einige Äußerungen in der Presse und Literatur können den Anschein erwecken, als habe die Luther-Gesellschaft als solche sich grundsätzlich und einhellig gegen das Probetestament ausgesprochen.

Dazu erklären wir:

1. Eine von der Luther-Gesellschaft veranstaltete Arbeitstagung im Mai 1938 beschäftigte sich u. a. auch mit dem Probetestamente. Durch zwei Referate, ein die neue Durchsicht ablehnendes und ein für sie eintretendes, wurde eine Aussprache eingeleitet, die selber durchaus als vorläufig gedacht war. Sie sollte die Stellungnahme der Luther-Gesellschaft vorbereiten helfen, aber sie nicht schon vollziehen.
2. In der Aussprache kamen starke Bedenken gegen das Probetestament zu Worte, aber auch unter Hinweis auf Luthers eigene Haltung Recht und Pflicht einer neuen Durchsicht der Lutherbibel, welche sie auf ihre Urtext-Gemäßheit und Klarheit für den heutigen Bibelleser prüft.
3. Die Luther-Gesellschaft ist sich der Verantwortung bewußt, welche die langjährige ernste Arbeit der Durchsicht, die in dem Probetestament niedergelegt ist, der Beurteilung auferlegt. Sie hält aber zugleich vor der Einführung eines neuen Bibeltextes in das kirchliche Leben die Prüfung desselben für unerlässlich und weiß sich selbst wie andere zu ihr verpflichtet und berechtigt. Sie bereitet daher ein eingehendes Gutachten vor, das sowohl grundsätzlich wie konkret das Probetestament unter verschiedenen Gesichtspunkten würdigen soll. Durch einzelne Äußerungen ihrer Mitglieder über die Bibeldurchsicht weiß sich die Luther-Gesellschaft als solche nicht festgelegt.

Erlangen und Hamburg, den 10. Januar 1939.

Der Vorstand der Luther-Gesellschaft

D. Paul Althaus
Universitätsprofessor

D. Theodor Anolle
Hauptpastor

